

Monatshefte für deutschen Unterricht

Formerly Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik

A Journal Devoted to the Teaching of German in the
Schools and Colleges of America

VOLUME XX

APRIL 1928

NUMBER 4

Lektüre im dritten Jahr.

*Von OTTO KOISCHWITZ, Lincoln School of Teachers' College,
Columbia University.*

Die folgenden Ausführungen sind Ergänzungen zu meinen beiden Aufsätzen *Woelfflins Methode und unser Deutsch-Unterricht* (Monatshefte, Vol. XX, Number 3) und *Our textbooks and Kulturkunde* (German Quarterly, Vol I, Number 3). Es handelt sich um Mitteilung eines Studienplanes, der sich auf Lehrversuche mit zwei Klassen der Lincoln School gründet. Zwei Bemerkungen seien vorausgeschickt. Einmal: es ist dem Verfasser durchaus bewußt, daß an den meisten High Schools eine grundsätzliche Umstellung des Unterrichts vorläufig noch undenkbar ist, zumal die Pensum-Vorschriften noch weitgehend in hergebrachter Weise gehandhabt werden. Zum andern: der hier gegebene Studienplan ist solchen Abteilungen, die Neuerungen zulassen, nicht als Vorbild empfohlen sondern als ein praktisch durchführbares Experiment vorgelegt, das für vorgesetzten Unterricht in der einen oder andern Weise auszuwerten sein mag. Es entspricht der heut herrschenden Auffassung, möglichst viele Anregungen zu geben, ohne dabei ein neues Schema zu konstruieren; denn ein solches bedeutete ja eine neue Erstarrung. Wenn unsere Ausführungen trotzdem den vorsichtigen *potentialis* vermeiden und im Modus der Realität gehalten sind, so geschieht das nicht, um dogmatisch, sondern um klar zu wirken.

Die Aufgabe ist: innerhalb eines Jahres rund 200 Seiten Prosa zu lesen und daneben die Grammatik zu wiederholen. Das entspricht ungefähr dem jetzt vorgeschriebenen Pensum für das dritte Jahr. Während aber bisher eine ganz beschränkte Anzahl von Texten zur Auswahl stand, ist es hier dem Lehrer überlassen mit seiner Klasse zu lesen, was ihm persönlich besonders wertvoll scheint. Es wird sogar empfohlen, die Lektüre von Jahr zu Jahr den wechselnden Verhältnissen anzupassen und auch innerhalb des Jahres den individuellen Interessen der Schüler, so weit

es geht, nachzukommen¹. In unserm Beispiel ist das Thema: Deutsche Kunstpresa mit besonderer Beachtung der Autobiographie.

Die Voraussetzungen, die zu einer erfolgreichen Durchführung notwendig sind: es stehen 4 Wochenstunden zur Verfügung², also im ganzen Jahre etwa 100. Die Schüler sind in der Lage Texte von mittlerer Schwierigkeit ohne große Mühe zu lesen.

Lehrmaterial.

- A. Zwei „Textbücher“, Goethes *Dichtung und Wahrheit* und Heines *Harzreise*, aus denen in Auswahl rund 100 Seiten im ganzen gelesen werden. Daneben 3 bis 4 Lesebogen³, Probekapitel aus Grimmelhausens *Simplizissimus*, Briefe und Tagebuchseiten von Luther und Dürer, Kügelgens *Aus den Jugenderinnerungen eines alten Mannes*. Ferner 40 - 50 Seiten aus Fontanes *Meine Kinderjahre*, Hesse *Schön ist die Jugend*, Wassermann *Mein Weg als Deutscher und Jude*. Falls diese vom Lehrer ausgewählten Proben nicht von der Schule (mimographisch) vervielfältigt werden können, besteht immer noch die Möglichkeit wenigstens 10 - 20 Seiten aus einem dieser Bücher von den Schülern im ersten Semester nacheinander abschreiben zu lassen.
- B. Auf einem „Bücherbrett“ stehen die vollständigen Ausgaben der Werke, aus denen Proben gelesen werden. Außerdem: die kleinen Textbücher von Betz: *Deutscher Humor* (mit Proben aus den Schildbürgern) und *Till Eulenspiegel*. Luthers und Lessings *Fabeln*, Kleists *Kleine Schriften* (besonders die Anekdoten), eine Auswahl aus Goethes Jugendbriefen (Bücher der Rose), Wilhelm Schäfer *Die dreizehn Bücher der deutschen Seele*, Eulenberg *Schattenbilder*, Hans Franck *Der Regenbogen*, Hans Siemsen *Paul ist gut*, Wassermann *Der goldene Spiegel*, einige *Almanache* des Insel-Verlages und des Verlages S. Fischer, die gute Proben aus dem modernen Schrifttum enthalten. Alle diese Bücher enthalten leichte und kurze Stücke. Die für die Schullektüre besonders geeigneten Geschichtchen sind auf einem vorn in das betreffende Buch eingeklebten Zettel genau vermerkt. Schließlich befindet sich auf dem Bücherbrett noch eine Literaturgeschichte, in der die notwendigsten Daten über Dichter und Dichtungen leicht zu finden sind. Für diesen

¹Für einjährige Kurse ist Peter Hagboldts Motto wohl das beste: In der Beschränkung zeigt sich der Meister, (Quarterly I, 1). Für einen dreijährigen Kursus aber mag man ein andres Motto wählen: Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.

²In der Lincoln School haben vorgeschrittene Klassen 5 Wochenstunden.

³Lesebogen sind 16 Seiten umfassende Hefte, genaue Abdrucke aus Romanen, Novellen, Memoiren, Tagebüchern usw. Umfangreiche Serien sind in Deutschland herausgegeben worden von folgenden Verlagen: Hirt, Breslau; Velhagen & Klasing, Leipzig; Beltz, Langensalza.

Zweck ist der altmodische *Kluge* noch immer ausreichend. Für die neuere Zeit ist *Kummer* zu empfehlen.

- C. Reichliches *Bildermaterial*. Porträts von den zur Besprechung gelangenden Dichtern. Illustrationen zu ihren Werken. Bilder irgendwelcher Art, die dem Schüler eine Ahnung von der Epoche geben, in der das gelesene Werk entstanden ist.

Durchführung des Kurses. Die unter A angeführten Texte sind *Klassenlektüre*, werden von jedem Schüler sorgfältig präpariert und in der Klasse gelesen, wenn nötig überstetzt und besprochen (Fragen und Antworten). Drei Stunden werden so auf Lektüre und *Diskussion* verwandt (Wochenpensum etwa 6 Seiten). Daneben wird bei passender Gelegenheit *Syntax* und *Wortstudium* getrieben. Außerdem halten in jeder Woche zwei Schüler je einen kurzen *Vortrag* (8 bis 10 Minuten). Zur Vorbereitung wird das „*Bücherbrett*“ benutzt. Die vierte Stunde ist ausschließlich der *Grammatik* gewidmet, die streng von der Lektüre getrennt bleibt. Grammatische *Tests* werden in diesen Stunden gegeben, während Tests mit Fragen in die Literaturstunden fallen.

Beispiele

1. *Diskussion*. Die erste Woche ist der Einführung in die deutsche Literaturgeschichte gewidmet. Durch leichte Fragen, die in sehr vielen Variationen gestellt sein können, entwickelt der Lehrer in der ersten Stunde die Theorie Wilhelm Scherers⁴, wobei er das unter Figur 1 abgebildete Diagramm allmählich an der Wandtafel entstehen lässt. Am Schluß der Stunde Diktat etwa folgender Fragen: 1. Wann waren die Blüteperioden der deutschen Literatur? 2. Nennen Sie das deutsche National-Epos. 3. Wie heißen die beiden Hauptvertreter der mittelalterlichen *Klassik*? 4. Wodurch ist Wolfram berühmt? 5. Welche Dichtung stand um 900 und 1500 im Vordergrund? (religiöse). 6. Aus welchen Literatur-Epochen stammen die Motive für Wagners Opern? — Diese Fragen sind für die zweite Stunde schriftlich und in vollständigen Sätzen zu beantworten.

In ähnlicher Weise führt die zweite Stunde in die Theorie Oswald Spenglers ein, die sich besonders leicht durch Fragen entwickeln lässt.

⁴ „Nennen Sie deutsche Dichter“ (Alle genannten Namen an die Tafel schreiben!) Wir nehmen an, daß außer Storm, Hillern, Baumbach, Heyse usw. auch Goethe, Schiller, Hans Sachs, Wolfram genannt werden. Falls Wolfram ausbleibt, läßt er sich gewöhnlich auf dem Umweg über Wagners Opern entdecken. Andernfalls muß er vom Lehrer eben genannt werden. „Wann war die klassische Zeit der deutschen Literatur?“ (1800 ist an die Tafel zu schreiben, dahinter „Goethe und Schiller“). „Es gibt noch eine andere Blütezeit der deutschen Literatur, in der Epoche der Minnesänger. Wann dichteten die Minnesänger? Kennen Sie einen deutschen MS? Welchen? — Er war ein Zeitgenosse Wolframs (erneut die Frage: Was hat Wolfram geschrieben?) usw. (1200 ist an die Tafel zu schreiben, dahinter „Wolfram und Walther“). „Wieviel Jahrhunderte liegen also zwischen den beiden Blütezeiten der deutschen Literatur? Wenn wir eine zweite Periode von 600 Jahren zurückgehen, kommen wir in welches Jahrhundert? — Damals sind die deutschen Heldenäggen entstanden. Man kann daher sagen: Um 600 war die erste Blütezeit in der deutschen Literatur. In solcher Weise setzt man die Erklärung einfach und durch eifrige Benutzung von Tafel und Kreide klar fort.“

wenn man von der dem Schüler bekannten englischen Literatur ausgeht⁵ und auch die französische Literatur heranzieht. Das an der Tafel entstehende Diagramm sieht etwa so aus:

	England	Frankreich	Deutschland
1. PHASE Epos	Beowulf	Chanson de Roland	Nibelungen Wolfram
2. PHASE Drama	Shakespeare	Corneille Racine Molière	Schiller Goethe
3. PHASE Roman	Hardy Galsworthy	Rolland A. France	Thomas Mann Wassermann

Bei der Besprechung dieser Theorie lässt sich die vorige, von einem neuen Gesichtspunkt aus gesehen, wiederholen. Wiederum beschließt kurzes Diktat von Fragen die Stunde.

In der dritten Stunde gibt man die bekannte soziologische Übersicht über die Literatur. Das beigegebene Bild, Figur II, illustriert diese Besprechung. Sehr anschaulich kann diese Diskussion werden, wenn man von Strömungen und Einflüssen (im Bild: Nebenflüsse) redet, die allmählich selbst zu Strömungen anwachsen, bis sie durch neue Einflüsse verdrängt werden.

Für die erste Stunde der zweiten Woche hat jeder Schüler eins der drei Diagramme sorgfältig zu zeichnen. Die besten und größten werden, allen sichtbar, im Klassenzimmer aufgehängt und bleiben den Schülern das ganze Jahr hindurch vor Augen. Die gelesenen oder besprochenen Autoren werden stets eingetragen.⁶

Ebenso wie die Übersicht über die deutsche Literatur lassen sich auch die gelesenen Texte von verschiedenen Gesichtspunkten aus besprechen und dadurch konkret, plastisch und lebendig gestalten. Nachdem erst einige Textproben gelesen worden sind, können durch einfache Vergleichungen verschiedene Epochen kultuskundlich verdeutlicht werden.

2. *Vorträge*. Jeder Schüler hat im Semester einen Vortrag (bei kleinen Klassen zwei) schriftlich auszuarbeiten, 3 bis 4 Schreibmaschinenseiten. Die Kladde ist dem Lehrer (in leserlicher Schrift natürlich) einzureichen und wird von diesem genau korrigiert. Daraufhin hält der Schüler

⁵ Man beginnt hier freilich am besten mit einer Besprechung des Unterschieds zwischen Epos, Drama und Roman.

⁶ Vgl. hierzu B. J. R. Stolper, Literaturlehrer an der Lincoln School, *Literary Perspective for High School Pupils*, (Teachers College Record, February 1928, p. 391 ff.)

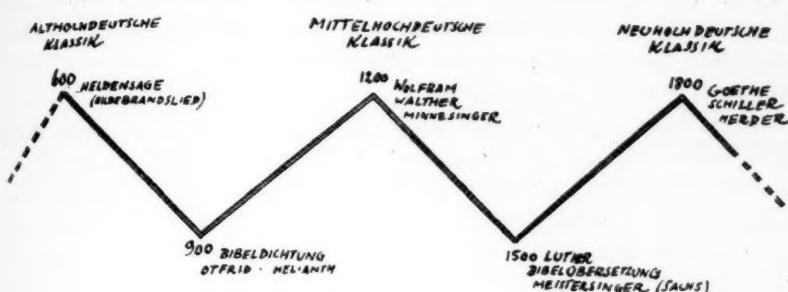


FIG. I

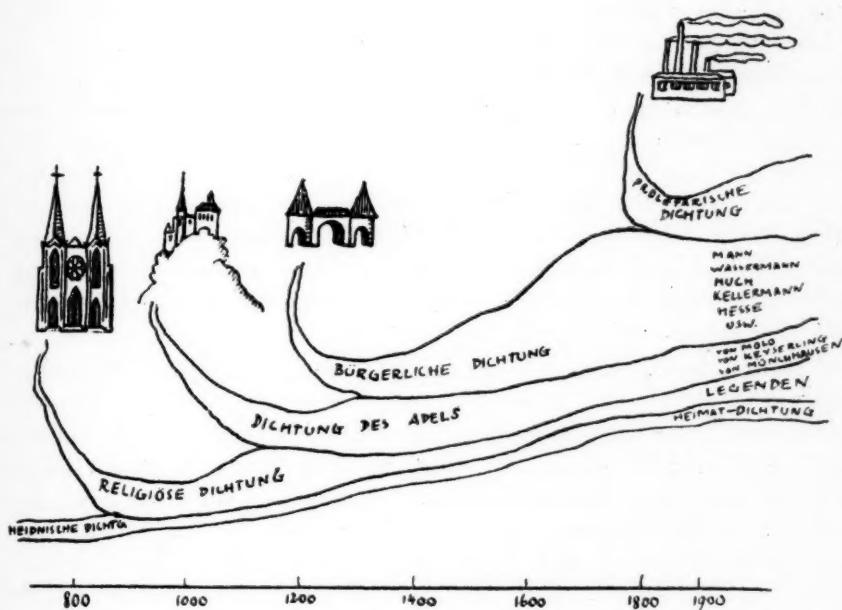


FIG. II

seinen verbesserten Vortrag vor der Klasse, möglichst ohne Konzept. Die Reinschrift ist abzugeben. Diese Vorträge bilden eine Ergänzung zur Klassenlektüre. In der Zeit, in der Grimmelshausen besprochen wird, sind folgende Themen zu behandeln: „Was ist ein Volksbuch?“, „Till Eulenspiegel“, „Die Schildbürger“. Auch diese Vorträge oder Berichte sind ganz einfach zu halten. Die vorgeschrittensten Schüler können allgemeinere Themen behandeln, während die schwächeren nur mehr Wiedererzählungen von gelesenen Geschichtchen vom Bücherbrett geben. Es ist nicht erforderlich, daß die Berichte sich auf Bücher der

zur Diskussion stehenden Epoche beschränken. In unserm Falle kann auch ein Schüler eine Novelle aus dem 30 jährigen Kriege aus Francks *Regenbogen* oder Ricarda Huchs *Der große Krieg* erzählen. Auch ist wohl der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß ein besonders für Chemie interessierter Schüler etwas über Alchimisten berichtet, selbst wenn seine Quellen dafür englisch sein müßten. Ein begabter Schüler kann am Ende des Jahres, auf den Beginn des Kurses zurückgreifend, von dem Unterschiede des mittelalterlichen Humors in den Volksbüchern und des modernen Humors (Hans Siemsen, s. Bücherbrett) vortragen. Immer sollte jedoch der Lehrer bei Vorbereitung solcher Berichte dem Schüler beratend zur Seite stehen.

3. *Wortstudium*. Alle unbekannten Wörter, die in Lektüre und Gespräch vorkommen, werden sofort notiert. Die Schüler, die Vorträge halten, schreiben die neuen Wörter *vor* ihrem Vortrag an die Wandtafel. Die zweite Hälfte des Vokabelheftes wird auf Anleitung des Lehrers so eingerichtet, daß dort zusammengehörige Wortgruppen eingetragen werden können. Zum Beispiel: Gruppe 1: Feminine Abstrakta auf *-keit* (Gleichgültigkeit, Herzlichkeit, Gemütlichkeit usw.). Gruppe 2: Feminine Abstrakta auf *-heit* (Sicherheit, Trockenheit usw.). Gruppe 3: Feminina auf *-ung* (Erhebung, Besprechung usw.). Hier ist stets auf die Art der Wortbildung hinzuweisen, die abgeleiteten Substantiva sind auf Verben und Adjektive zurückzuführen. Außerdem ist die spezifische Bedeutung der verschiedenen Endungen zu erklären. Das ist besonders bei den Wortgruppen mit den Präfixen *ver-*, *zer-* und *ent-* wichtig.

Andere Wortgruppen werden nach etymologischen Gesichtspunkten zusammengestellt. Z. B. *Wesen*, *Wesensart*, *wesentlich*, *wesensfremd*. Wenn der Lehrer in der Lage ist, zeigt er die historische Entwicklung: Latein: *esse*, Althochdeutsch: *wesan* (vgl. *gewesen*) Engl. *to be*. Von *esse* kommt *essential*, von *wesan* kommt *wesentlich*. *Wesen* bedeutet *being* usw. Im Anschluß daran Beispiele für Englisch „f“ oder „v“ = Deutsch „b“ (half-half, give-geben) usw. Diese etymologischen Andeutungen sind ja schon vor Jahrzehnten hier für den Deutschunterricht vorgeschlagen worden (so in Calvin Thomas' *Grammatik*, in Bacons *German Composition* und öfter). Allem Anschein nach aber ist eine wirklich praktische Verwertung zum Vokabellernen kaum unternommen worden.* Warum sollte eine Anordnung des Vokabelheftes nach sprachlichen Gesichtspunkten nicht wertvoller sein als eine durchaus ordnungslose Aneinanderreihung? Einen Versuch solcher Anordnung nach sprachlichen Gesichtspunkten habe ich in meinem Textbuch⁷ gemacht.

Das Wortstudium, wenn es gelegentlich mit etymologischen Exkursen betrieben wird, hat kulturturdliches Interesse. Es läßt sich

⁷Deutsches Geistesleben der Gegenwart, an introduction to contemporary German literature (Knopf).

*Während Drucklegung dieses Aufsatzes erschien der glänzende Artikel von Eugene Jackson (German Quarterly I, 2), der auf Etymologie im Unterricht hinweist.

leicht zeigen, wie die Grundelemente der englischen Kultur germanisch sind⁸ (fast alle einfachen Wörter sind germanischen Ursprungs, also den deutschen ganz entsprechend: water, wind, earth, god, man, sun, moon, usw. usw.) Dagegen stammen die Wörter der Zivilisation aus dem Romanischen, lassen sich also den französischen vergleichen: empire, plebeian, product, interchange, education usw.⁹

4. *Syntax*. Die deutsche Syntax lässt sich durch Vergleiche verschiedener Prosastile gut erklären¹⁰. Als Beispiel geben wir einen Satz aus Kleists *Boxer*: „Zwei berühmte englische Boxer, der eine aus Portsmouth gebürtig, der andere aus Plymouth, die seit vielen Jahren von einander gehört hatten, ohne sich zu sehen, beschlossen, da sie in London zusammentrafen, zur Entscheidung der Frage, wem von ihnen der Sieger-ruhm gebühre, einen öffentlichen Wettkampf zu halten.“ Die Umwandlung eines solchen ganz typisch Kleistischen Satzes in eine einfache Satzperiode, die ursprünglich getrennt verschachtelte Teile zusammenschließt¹¹, ist nicht nur syntaktisch äußerst lehrreich, sondern auch stilgeschichtlich interessant, wenn man Satzperioden aus Goethe zum Vergleich heranzieht. In vereinfachter Form lassen sich dabei Strichs Stilerläuterungen zur Charakteristik von Klassik und Romantik¹² auswerten.

5. *Grammatik*: In den gegebenen Ausführungen über die Lektüre sind Gedanken aus Kerschensteiners „Arbeitsschule“¹³ nicht zu erkennen. Eine erhöhte Selbsttätigkeit des Schülers ist auch für die systematische Wiederholung der Grammatik erstrebenswert. Auch in den Grammatikstunden können Schüler in Form von Berichten die einzelnen Kapitel vor der Klasse auseinandersetzen. In den verhältnismäßig kleinen Klassen der Lincoln School, wo jeder Schüler drei- bis viermal im Semester einen solchen grammatischen Bericht geben kann, hat sich diese Methode durchaus bewährt. Der Schüler ist so nämlich gezwungen, sich gründlich mit Regeln und Ausnahmen der Grammatik auseinanderzusetzen. Zur *Übersetzung* aus dem Englischen ins Deutsche können (wiederum mieneographierte) Partien aus englischen Arbeiten über deutsche Literatur benutzt werden. Z. B. Lewes' *Goethe-Biographie*, Carlyle's Aufsätze, Lewisohn's *The Spirit of Modern German Literature*. Freilich bieten sich hier erhebliche Schwierigkeiten.

⁸Diese Tatsache sollten wir doch immer betonen, den Franzosen gegenüber, die in der berühmten Serie ihrer Literaturgeschichten (z. T. von der Akademie preisgekrönt) behaupten, die deutschen Philologen hätten eine Beziehung zwischen Deutsch und Englisch „konstruiert“ „pour établir leur proche parenté avec une nation qui a produit un Shakespeare et Milton“ Cazamian et Legouis, *Histoire de la littérature anglaise*, p. 7).

⁹Zum Methodischen vgl. Ernst Samter, *Deutsche Kultur im lateinischen und griechischen Unterricht*, Berlin 1920.

¹⁰Das gute Textbuch von Ludwig Lewisohn *German Style* (Holt) wird leider nicht mehr aufgelegt.

¹¹„Zwei — Boxer, die — gehört hatten, ohne sich zu sehen, kamen — zusammen und beschlossen, einen — Wettkampf zu halten, um zu entscheiden, wem — gebühre.“

¹²Fritz Strich *Klassik und Romantik*, München 1924.

¹³Begriff der *Arbeitsschule*, 6. Auflage 1925.

“What’s in a Name?” — A Study in Baptismal and Family Names.

By EDWIN C. ROEDDER

“T is but thy name that is my enemy:—
 Thou art thyself, though not a Montague.
 What’s Montague? it is nor hand, nor foot,
 Nor arm, nor face, nor any other part
 Belonging to a man. O, be some other name!
 What’s in a name? that which we call a rose
 By any other name would smell as sweet;
 So Romeo would, were he not Romeo call’d,
 Retain that dear perfection which he owes,
 Without that title: — Romeo, doff thy name;
 And for thy name, which is not part of thee,
 Take all myself!”

Whether intentionally or not, Shakespeare, through this sweet, lovesick argument, characterizes his Juliet as a child of modern times, a woman of the Renaissance, who has left behind her all medieval notions. For the middle ages had inherited from antiquity, Greek and Roman no less than Oriental, a diametrically opposite idea of what a name stands for. To those older times, to *be*, and to *have a name*, was the same thing. To the Roman, *nomen Romanum* signifies “all that is Rome”, “the spirit of Rome”, “the Empire”. Greek *onoma* and Latin *nomen* not only mean the distinguishing characteristic, the salient feature by which we recognize (*gignosko, cognosco*) a person or a thing, they indicate substance, essence, and are used as grammatical terms to designate the category of the substantive, the noun, which English word is exactly the same as name. It would lead us too far afield to attempt even the barest sketch of the development of the underlying idea from ancient to modern times, of the rôle that names play in the evolution of rites, beliefs, superstitions of the primitives as well as of the most highly civilized nations; but we must at least touch upon some of the most prominent traits of this development. Among primitives and savages names are tools of magic; the knowledge of a person’s name will impart to you power over its bearer, and the fearsome refusal of aborigines to divulge their names to strangers (“Wouldst steal my name?”) has its counterpart in the belief of the Hebrews of old that by pronouncing the real name of the Supreme Being (the Shem Haphorash, known only to the high priests), one could shake the world in its foundations, and in the equally firm belief of the Arabs that the “great name of God” (not Allah, which is merely an epithet) was made known only to the apostles and prophets and gave them power to lay the living prostrate, rouse the dead, and perform any other miracle. There is a further parallel in the once universal belief that all spirits must appear if cited by their right names, the souls of the departed no less than supernatural beings; and the endeavor of malignant goblins

(Rumpelstilzchen!) to keep their names a secret rests on the same general foundation. In old Vedic times in India the child received a name that only its parents knew, and bore a substitute for the outside world. The secret name of the city of Rome was kept in the sacred books and revealed only to priests pledged to everlasting silence. A change of name, unless it serves the special purpose of eluding the evil spirits, involves a change in essence, character, and personality. From the Bible we may quote the wellknown instances of Abram, the great father, who in a crisis of his life becomes Abraham, the father of the multitude; Jacob similarly becomes Israel, Simon is renamed Kepha or Petros, the Rock, and Saul, converted, becomes Paul. Such a change in a name may accompany an elevation in rank. The mortal Romulus becomes the god Quirinus; promotions in certain state offices in Japan bring with them automatically changed names; in Sweden this is optional with men entering the state service or the clergy (Olson may rename himself Douglas, Larsen, Albertus); it is the rule in the Roman Church with the newly elected pontiff, and monks and nuns on entering their orders. In "Measure for Measure" Shakespeare alludes to a custom still practiced in this country by little girls, — "as schoolmaids change their names by vain though apt affection". Among the South Sea Islanders this usage is based on the belief that through such an act the personalities are also mystically exchanged, and the act carries with it the very material consequence of absolute community of possession. Examples might be multiplied indefinitely — we must pass on.

We may discard all mystic and magic conceptions concerning names — even though such conceptions are still abroad, for the past of the species insists on coming back as wilfully and insidiously as that of the individual, — and yet we shall have to admit that there is much more to a name than Juliet would have us think. Not that Tom, Dick and Harry would be essentially different personalities had they been named in the reverse order, or that Smith, Brown and Robinson could not be fully as good citizens if they had been born Miller, Johnson and Williams. Nor need we let ourselves be taken in by the preposterous thesis of the novelist George Moore who has written a treatise to prove that a literary man or an artist can produce only works that harmonize with his name, which is extending the magic of a name far beyond the wildest notions of any primitive. No — we may look upon names objectively, soberly, and impersonally, and then we shall realize that there is something to a name, any name, all names, that Shakespeare in a highly poetic passage quite naturally could not think of or allude to, namely a large share of a nation's history and tradition, an amazingly large number of its mental processes in petrified and crystallized form.

It is not part of our task here to delimit the science of names, onomatology as it has been termed with a rather unwieldy appellation. Space forbids, and the purpose of this paper is merely to indicate a few,

a very few of the phases that we have to consider if our endeavors are not to remain crudely amateurish. A more or less haphazard collection of names such as is offered by any large or even middlesize American city directory may be compared to a primeval forest — the ground is slippery from decaying leaves and dry needles, dead and lying trunks and limbs everywhere, pitfalls and even quicksands, and yet a trail must be blazed and a path hewn, to get ready for future, more leisurely explorations.

Before venturing into the thicket, let us consider a timely warning:

1. Any proper noun at one time or another was an ordinary noun, substantive or adjective, and is subject to the same laws of formation and change as the latter. The transition from noun to proper noun is nothing but the very frequent limitation of meaning to special bearers.

2. The important thing is to ascertain the earliest form and use of the name, in authenticated documents, if possible, before attempting to discover its etymology and original meaning; we must observe its history and chronology. If there has been borrowing, we must establish the contact between the two languages in question. Strictest regard is demanded for the phonetic laws.

As intimated before, the case of the population of our own United States presents the most intricate and bewildering maze. In any middle-sized town go down "Main Street", look at the signs of the firms, count the languages from which the names of the store and shopkeepers have sprung. There probably will be upward of a goodly dozen — at least one third of the three dozens of languages or so that are, or at one time were, spoken by the dwellers of our cities. Maybe you will not need to stroll farther to encounter names that the linguist at once recognizes as attempts to make outlandish and exotic forms more pronounceable for an American mouth. It was an amusing incident of this kind that powerfully stimulated, if it did not indeed rouse, my interest in this line of observation. I was walking along a main thoroughfare of a large Western city with a friend one day, discussing the contributions that the various groups of immigrants had made to the progress of this country, the great melting pot of humanity. In the heat of argument — my companion proved unduly skeptical — I called his attention to a number of firm names of German extraction, there was a Schläter, a Hammerschmied, a Snyder who in all likelihood had at one time been a Schneider, and indeed I felt that the same might have been true of his neighbor Mr. Taylor. The name Exline was on a baker's shop. Mr. B. felt sure that here at last was a proud old English family name. I made a bet with him that it was not. We found out from the owner, a jolly rotund Swabian from near Stuttgart, that his original name had been Oechsle, and that on the advice of a friend he had changed it to Oechslein and altered the spelling to conform to the convenience of his patrons. Good Mr. Exline might have done better to change his name

to Exley or Uxley, to keep closer to the original pronunciation of his name, instead of first transferring his name into the literary form and Anglicizing that. We will not argue with him for making a change; it may have helped his material prosperity. The name Eline on a package of chocolates is a better paying proposition than Uihlein. This process repeats itself hundreds of thousands of times in the history of migrations from one country to another — the Russian Chamutoffs, e. g., descended from a Scotch Hamilton; the actress Modrzejewska called herself Modjeska in America — she may instinctively have felt that such a seemingly unpronounceable sequence of consonants on the billboards would be an impediment to her success. On the whole, however, it must be stated with some regret that the Germans seem to be the most prone both in their home country to twist their vocal organs into all conceivable shapes to give at least a semblance of the original sound to the names of the foreigners in their midst, and in a foreign country to adapt their names to their new surroundings, not only by changing their pronunciation, but even by translating them. It is pardonable for Herr Schnäbele to call himself the way his neighbors will do, Snavely, or for Herr Schneider to dub himself Snyder, but there is no reason why he should metamorphose himself into Taylor, or for Zimmermann to become Carpenter. At Michigan I had a fellow student with the honest old peasant name of Rübsamen who decided to Anglicize his name — you may imagine the result when one fine day he appeared as Mr. Grover Cleveland Turnipseed! There are some telling anecdotes which are at least well invented: the three brothers Klein that after twenty years' separation register at the same hotel as Cline, Little and Small. The son of Feuerstein translates his name into Flint, Flint's son after his father's death — unaware of the previous change — proceeds to Gunn (although Flinte is not at all a German name), history fails to record whether the son of Mr. Gunn went a step further or not.

There are, it must be admitted, good reasons for changing one's name, just as there are valid reasons for adopting an entirely new one. It would be cruel to keep the son or brother of a murderer from doing it, and many a one has, under a new name, started a new and better life. But wherever it is done without cogent reason, the historian has cause to regret the fact, for such changes prove a big obstacle in the attempt to determine the respective numerical and other contributions of each one of the many factors that enter into the making of our own civilization and culture. And every name as such represents a little bit of the cultural history of the bearer's nation.

The continental European on first reaching the United States is struck with the uniformity of American name-giving. The rule, which is rarely departed from, is that every person has, in addition to his family name, two names, with the calling name first, the second being most frequently initialed. A girl on marrying drops her second name

and uses instead her maiden name, Maud Emily Hopkinson becoming then Mrs. Maud Hopkinson Jones. Wise parents, to forestall such a sacrifice, sometimes give their daughter only one Christian name, but I do not recall that I ever had a native American male student with only one given name. Three given names are rare for either boy or girl, and initialing the first name and using the second as a calling name is frowned upon as an affectation. So far as I am aware there is much greater diversity of usage in all the countries of Western Europe. In France, e. g., the child may be given quite a string of Christian names and the position of the real, the calling name is not determined by any hard and fast rule. Spaniards are fond of providing an even larger supply of names to their children in baptism, to secure for them a correspondingly large number of patron saints, and in Mexico — I am not informed about the custom in Old Spain — an anxious mother may be heard calling her youngster home with "Don Jaime Jesus de la Luz Miramontes!" where her sister north of the Rio Grande is content to yell "Jim!"

The original way of singling out an individual was, of course, by a single name. This is still so within the family circle, and in smaller social groups where appellations like Fatty, Skinny, Stubby, and similar endearing terms very often suffice. Indeed in a family of no more than two children the names of Girlie for the older daughter and Baby for the youngest may serve for years; and should the girl's first name happen to be Cora, she will be Girlie, only in Greek, all her life long, even though, knowing no Latin and less Greek, she may never know it.

How were the first proper names for individuals, especially for children, chosen?

Daddy Redskin names his newborn baby after the first thing that after the happy event makes a particular impression on him: thus, Sitting Bull, Fleeting Cloud. In our surroundings this custom might produce numerous Henry Fords, Tin Lizzies, Studebakers and some Rolls Royces. Few parents, however, trust to chance — in some cases they may decide to give their child the first name encountered on opening the Bible, but those that do so would call the result divine guidance rather than mere chance; the more worldly-minded may of course choose some other book for their decision. As the names of saints, Biblical, historical, legendary, form a surprisingly high percentage not only of our given names, but in their countless derivatives and alterations also of our family names, we may right here pick out two of the most widely used — John, Gr. Joannes, Hebrew Jehochanan = the Lord is merciful or gracious; and Anna, Hebrew Channa = favor. Both illustrate the fact that the advent of the child has been anticipated with joy and hope, and that the Lord has shown his loving kindness in sparing the life of both mother and child. A large number of Hebrew names signify = the gift of God, e. g., Nathan, Nathanael, Jonathan, Matthew,

Matthias; they have their counterparts in Greek Theodoros, Dorótheos, Artemidoros, Isidoros, Diodoros, Apollodoros, Herodotos, and their feminine forms, also in Deusdedit, Dieudonné, Diodati. Attendant circumstances at the birth may furnish a name: Jacob (= the heelman) followed his twin brother on the heels; the name Thomas itself, just as the name of the Swiss reformer Zwingli, means Twin. If several older brothers and sisters of the new arrival have died in infancy, certain families of the Prussian nobility will name him Kreuzwendedich, which sounds like a solemn incantation; in Jewish families in such cases a new boy is called Hyman, the first part of the name meaning life. Greek Eugenes refers to a fortunate birth. Caesar, on the other hand, was brought into this world by means of the operation named after him. Rachel died over the birth of the child that with her last sigh she called Benoni, child of pain, a name that his father changed to Benjamin, child of joy. Sometimes in such cases sons are given their mothers' name; the family name Grethlein most likely had such an origin. The hour and day of birth may be recorded in the name: Lucius and Lucia mean children born in broad daylight, since most children are born between midnight and five in the morning. As Robinson named his protégé Friday after the day on which he had saved him, so boys born on a Sunday, the Lord's day, may be called Dominik or Cyriakos. The writer Rosegger was called Petri Kettenfeier for his birth on August 1. In France there are Noëls and Toussaints for boys born on Christmas and All Saints' Days respectively; the girl's name Natalie also refers to Christmas; the empress Theophano was born on Epiphany, January 6. Similarly the family names Osann (Hosiannah) and Ostertag or Osterloh mean Palm Sunday and Easter Sunday; Pascal and Pasquale ditto. In some countries the child receives the name of the patron saint of his birthday, irrespective of any other considerations. Thus, boys in France and Germany are frequently given the name Marie (though not as a calling name) if they were born on one of the numerous festivals in honor of the Virgin (Karl Maria von Weber, Victor-Marie Hugo). Victoria originally commemorated the anniversary of some signal victory (Manila as a girl's name refers to the American victory over the Spanish fleet); Salome, Irene, Friederike the conclusion of peace. Mercedes is named after Our Lady of Mercy, the day when prisoners were freed; Rosario, after the festival of the rosary. The place of birth is indicated in the name Oceana, a girl born on the Atlantic, and in the names of Pelagius and Pelagia, to which corresponds the Celtic name of Morgan = born of the sea foam, a male analogy to the Greek goddess Aphrodite. Qualities noted at or soon after birth are expressed by Esau, the hairy one, Moritz = black, Bianca = white, Bruno and its derivatives = brown-eyed, even though all children are born with blue eyes, the pigment in the iris developing only later.

Over against this haphazard naming after chance circumstances

there has been at all times a solemn, systematic process, most frequently accompanied by a rite corresponding to baptism, which was practiced not only by the Christians, but by the Greeks on the 10th, by the Romans on the 9th day for a boy, and on the 8th day for a girl; the naming was preceded by a lustration, i. e. a cleansing, an immersion of the baby. Among our Germanic forefathers the child was placed on the ground before his father; if he picked it up and thereby publicly acknowledged it as his child, water was poured over the child and the name solemnly pronounced. The name chosen among the ancient Greeks and the Germans was a symbol of future achievements that the family expected and desired for the new member. The name therefore was regarded as a valuable gift, a blessing on the way of life, a model and example to emulate. The qualities that both Greeks and Germans prized above all others were courage and valor, wisdom and prudence. Alexander is one who holds his own among men, Nikolaos is the born conqueror of peoples, Astyanax the defender of the city, Thrasybulos is bold in council. Many of the Greek and Germanic names are so like to each other in formation and meaning that one might be tempted to believe in direct borrowing, but such is out of the question. In both languages the names consist of two stems compounded. The words most frequently used among the Germans are Ger — meaning spear (Gerhard, Gerold, Gerwin), Ecke = edge of the sword (Ekkehard, Ekkebert), Brand = sword (Hildebrand, Hadubrand), Sigi = victory (Sigfrid, Sigwart, Sigmar, Sigmund), Ans = God (Anshelm, Ansgar = Oskar, Answin = Oswin), Rein from Ragin = fate and council (Reinhart, Reinwalt), Hugi = intelligence, mind, (Hugibert, Hugibald), Adal = nobility (Adelbert, Adelmar). The stems occurring most often in the second part of names are berht = brilliant, bright; hart = tested or proven; bald = bold; walt = wielding, powerful. There is admirable poetry in such nomenclature, but it must not be overlooked that our forebears cannot always have been conscious of this. Often a part of the name is etymologically obscure, and we today know more about it on the basis of comparative linguistics than they did. Secondly the frequent use of a word or a name causes its original meaning to pale and its emotional value to vanish, so that it may have a completely objective effect, almost like an artificial designation or a number. We can easily test this by the converse, namely the impression that a comical or unpleasant name makes on our minds in continued use: who will reflect on the occupation of flaying dead animal bodies when he hears the name Skinner? There is a third factor that one is apt to forget when one allows oneself to be intoxicated with the beauty of ancient Germanic names. John Smith's son is again a Smith; he may get his first name from some near relative, in America very frequently he will bear his mother's maiden name either as his calling or as his second given name. Similarly many Germanic names, especially such as are incapable of

satisfactory interpretation, are composed of parts of the parents' or other kinsfolk's names — Hedwig and Hildegund, e. g., mean war or battle in both component parts, war battle and battle war, to which there is little sense. The riddle is solved when we know that Haduwig may be the daughter of Hadubald and the niece of some Gerwig or Ludwig, and Hildegund the daughter of Hildebrand and Adalgund. The frequency of a few stems like Bern-, Arn- and Wolf- in names of the same Sippe or clan is accounted for when we regard the animals in question, the bear, eagle and wolf, as the totems of the kinsmen.

It has been computed that by a systematic utilization of the old Germanic names enough designations could be produced to provide each and every living descendant of the various tribes in present day Germany, the Netherlands, Switzerland, the German portions of Austria, and in England, male and female, with a special name all his or her own. But the mathematicians could with the 26 letters of the alphabet, by making combinations of from 3 to 7 or 8 letters, surpass the number thus required by many millions. Why should such a thing be done? How many bearers of the same name among 60 millions of Germans e. g. come into such direct contact as to make the adoption of a distinctive name desirable or imperative? A name however, we are agreed, is above everything else an expedient and an aid in everyday life. Therefore the shorter the better. The lengthening of a name may stand in reverse proportion to strength and efficiency. John Smith's son called himself John B. Smith, his grandson J. Baxter Smith and his greatgrandson on returning from an Eastern college, J. Montgomery Baxter Smith, but most likely plain old John Smith was the finest man in the quartet.

The length of the full names in Germanic times was a decided disadvantage. So at a very early period people began to shorten them for every day use. Konrad became Kuno, Hugibald and Hugibert Hugo, Burkhardt Bucko, Otfrid, Otwin, Ottwald Otto, etc. etc. From Schiller's *Tell* we remember the names Ruodi, Kuoni, Werni, Wälti, which are the Swiss forms of older — o. In addition, there were also endearing and pet forms of these names ending in -izo, whence we get names like Fritz, Heinz, Hinz and Kunz, which latter two so strongly predominated in the later middle ages that Hinz and Kunz is the German equivalent for Tom, Dick, and Harry.

In this English trio Dick and Harry are of Germanic origin, Tom is a newcomer. These immigrants, Hebrew, Greek, and Latin names, found favor first with the more ecclesiastically minded and more pious women, while the men for some time still clung to the old pagan heritage. It is one of the most remarkable phenomena in the history of the human mind to see how under the ever strengthening influence of the medieval worship of saints the immense store of old Germanic names, with its lavish fulness and creative power, dwindled into most nothing before the newcomers. The study of this development is indeed the study of

the medieval mind and the outward and inward growth of Christianity in the countries north of the Alps.

In the 13th century the strangers constitute at most 6-8%. About 1460 we find in a town in the Hartz Mountains among 2814 male names 974 — more than one third — of non-German provenience, and side by side with 144 Germanic names of women 145 foreign ones. In the same town between the years 1563 and 1682 we find for the men 974 Germanic, 3017 foreign, among the women 24 German, 456 non-German names. By far the most frequent of all foreign male names is Johannes, John, Johann, Hans; next in order of frequency about the year 1400 range Heinrich, Nikolaus, Konrad, Peter, and Jakob. A minute study of the derivations of Nikolaus for Germany shows no less than 440 forms of family names directly traceable to the name of this, for a long time the most popular, saint of the middle ages. The popularity of the name Mary or Maria was, in spite of the worship of the Virgin, rather insignificant, since reverent awe stood in the way of its general adoption. On the other hand the name of Elizabeth — mostly in the shortened form Else — the mother of John the Baptist, surpassed all others by far.

The immigrants shared the fate of the homegrown product — they underwent the same developments according to Germanic sound laws. To this pertains first and foremost the accent on the first syllable, a law most pronouncedly carried out in English, not quite so consistently in the continental languages. ("Im deutschen Land gar bald sich fand's, daß, wer am Ufer des Jordans Johannes ward genannt, an der Pegnitz hieß der Hans!")

As long as people lived in comparatively small groups, it was sufficient for each individual to have one name. The origin and development of family names in addition to the baptismal and calling names is a direct result of the growth of city life. Tom, Dick and Harry became now, figuratively speaking, Thomas Smith, Richard Brown and Henry Robinson. In Germany, family names arose first in the cities along the Rhine and Danube and the tributary countries: Cologne shows them since 1106, Zurich 1145, Bâle 1168. Stuttgart had about the year 1300 not one inhabitant with a single name. Central and North Germany followed suit from the 14th century; the Frisians adopted family names only in the 18th century, together with the Jews, under compulsion. Single names, baptismal names, are now born only by ruling princes (King George, Queen Wilhelmina); we still designate thus some of the great painters, like Lionardo, Raffael, Michelagniolo, and one great poet, Dante; in other cases we use the family name: Shakespeare, Goethe, or the nom de guerre chosen by the writer himself: Voltaire, Molière.

Family names are of an entirely different origin from the Christian or baptismal names, for they are given by outsiders. We may of course, within the family circle, as said above, refer to some members as Fatty

or Skinny, but such appellations do not usually aspire to the dignity of official designations.

How should we go about it if we were given the task of Adam in Paradise, when he was to name the animals? Most likely we should look over our victim first and take the most prominent trait: White and Black, Brown and Red, Short and Long, Stout and Lean — Leblanc and Lenoir, Lebrun and Legras, — *Weiß und Schwarz*, Braun and Rot, *Groß* and *Klein*, *Kurz* and *Lang*, *Alt* and *Jung*, *Kahl* and *Dick*, will make a good start. Most of the high sounding Roman names are of similar origin and betray the plebeian character of the first settlers of Latium, just as the incredibly matter-of-fact way of naming their children by numbers, as if the home were a penitentiary, (from *Primus* to *Decimus*), bespeaks their unpoetic nature. We find names like *Calvus* and *Glabrio* (baldhead), *Varus* (bowlegged), *Capito* (bigheaded), *Paetus* (cross-eyed), *Labeo* (thick-lipped), *Balbus* (stutterer), *Nasica* (pointed-nosed), *Naso* (bignosed, Ovid's surname = Mr. Beezer); Cicero's grandfather, founder of the line, got his name from the culture of peas, *Fabius* from beans. Acquired characteristics are at the basis of names like *Bibulus* (toper). Here belong *Störtebicker-Stürzdenbecher*, name of a great pirate at the time of the Hanseatic League, and *Hassenpflug*; general character traits have led to names like *Fox*, *Fuchs*, *Voß*, for a crafty and cunning man, *Wolf* for a cruel coward, unless *Wolf* is a shortened form for the totemistic *Wolfhard* or *Wolfgang*.

A most prolific source for family names is the place of residence with a preposition: *Amberg*, *Ambühl*, *Abderhalden*, *Imhof*, *Zumbusch*, their old age being vouchsafed by the accent on the preposition; Dutch names like *ten Brink*, *ten Brook*, *ten Straten*; or without such a prefix, *Berg*, *Bühl*, *Kirch*, *Busch*, *Wald*, *Hagen*, *Fels*, *Stein*; *Church*, *Bush*, *Wood*, *Grove*, *Stone*, *Brook*, *Lake*; *Dubois*, *Laroche*; and the countless German derivations in *-dorfer* or *dörfer*, *-hauser* or *-häuser*, *-hofer* or *-höfer*, *-taler* and *-berger*. The simple stem, with the preposition *von*, *auf*, or *zu*, is the rule with the German names of nobility, which again first originated in South Germany. National provenience is another source, *E. Dane*, *Irish*, *Scott*, *French*, *F. L'Allemand*, *L'Écossais*, *G. Preuß*, *Sachs*, *Fries*, *Frank*, *Schwab*, *Schweizer*, *Baiar*, *Tiroler*, *Spanier*, *Franzos*, *Holländer*, *Dähn*, *Schwedt*, *Ruß*, *Pohl*, *Ungar*, *Türk*. Likewise the name of another town or city: *Hamburger*, *Pariser*, *Römer*, *Mailänder*, *Straßburger*, *Wiener* (a great source of Jewish names).

One source of names that used to flow most abundantly has run absolutely dry. In medieval towns there were no names for the streets, instead every house had a sign by which it was known, a custom which has survived only in the names of inns and druggists' shops abroad. Such house signs very often became the names of the inhabitants. *Stern*, *Ochs*, *Kuh*, *Adler*, *Engel*, *Riese*, *Scheffel*, *may* have such a provenience, and the ancestors of the bearers of the animal names just quoted need

not have shown any qualities suggesting these epithets. Again, public performances and pageants were a part of the life of every medieval community, and every town had its mystery and miracle plays, its Christmas, Epiphany and Easter or Passion dramas. Whoever had excelled in a rôle was likely to play it year after year and even hand it on to his offspring. This explains family names like Heiland, Teufel, Jud (which is not a Jewish name!), Postel (=Apostel), Papst, Bischof, with their English and French correspondents; needless to say that Engel quoted above may have the same origin. Now a word as to Kaiser, König, Herzog, Fürst, Prinz, Graf, Kanzler, Marschall, — they belong among the sturdiest of bourgeois names and have nothing to do with aristocratic ancestry. Partly no doubt they may come from rôles played publicly as just mentioned; partly they belonged to tenants of estates of such dignitaries, to a small part they may have been nicknames. Whoever would, on the strength of such a name, claim noble blood must also be willing to believe that it could only be on the male progenitor's side, and that his coat of arms would show the bend sinister!

The family names considered so far had a fair chance of permanence. Physical as well as mental characteristics are often handed down from one generation to another; the place of residence was more stable than nowadays; provenience remained once for all. Trade names — the last, by the way, to spring into existence — were by nature not quite so stable. The son did not always, even though often, follow his father's calling. Just a dozen or so from the long list: Mason, Carpenter, Tinner, Potter, Cooper, Turner, Gardner, Wainwright, Weaver, Taylor, Tanner, Shoemaker (Schumann, Schubert), Baker, Goldsmith, Fisher, Cook, Baxter, Brewer, Brewster, Webster — and a few of trades that are now extinct: Fletcher, Arrowsmith. I have purposely withheld the Smith so long, to give him a place of prominence. The trade of the smith was the only one that a free man in ancient Germanic times might ply without degrading himself — the countless bearers of the name have no reason to be ashamed of their ancestry. The same holds good for the Millers; the miller — the word is derived from the Latin *molinarius* and came into northern countries together with the new watermill for the older, more primitive forms — was a prominent member of the community and protected by special laws. The Meier in Germany was a major domo, the steward and administrator of a large estate, an official of the king, bishop, or monastery, the Schultheiß or Schulz the highest judicial and administrative officer of a village or town. Lehman in North Germany, Baumann in the South, are tenants in fief, but personally free. The Hofmann, on the other hand, has nothing to do with the court of a noble, but is a poor peasant without a house of his own, living on a part of another man's homestead. The names here treated are the most numerous of any family names in

Germany, there is one Müller to every 70, and one Meier to about every 45 inhabitants of the German Empire, and the bearer of such a name must, because of its frequency, use special ambition to achieve something in the world. But it is still better to have been born a Meier or Müller than let us say a Goethe, for a famous name is an inheritance fatal no less than precious.

The chance of transmitting a family name was most seriously impaired when a young man received in addition to his own Christian name his father's to single him out from among others. John might call his only son by his own name, but what if John Junior had eight sons, for only one of whom he could choose that name again? Peter, Paul, Erich, Frederick, Henry, Konrad and Thomas had to found new lines altogether, and established the Petersens, Paulsens, Fredericksens, and so on. The name could change for centuries with each succeeding generation, something to make a genealogist throw up his hands in despair. It was, until the State stopped it, the usage among the Frisians and Jews (Ben Levi, BenAry, BenFey), and is still the custom in Sweden and Norway. No wonder that to facilitate the acceptance of more stable names the most Scandinavian state in our Union, Minnesota, permits a change from Olson to e. g. McKinley by merely filling out a blank and filing it with the county clerk, for the nominal fee of ten cents, while in other states, where a lawyer must be engaged for the purpose, this procedure usually amounts to fifteen dollars and over.

Sometimes the father's name was simply added in the nominative to the son's, thus we get Hermann Paul and Paul Herrmann. Or the father's name was given in its Latin form in the genitive: Alberti, Andreä, Conradi, Henrici, Martini, Jacobi, Pauli, Simonis. This may have abetted the fad at the times of the Humanists to Latinize or Hellenize their names, correctly and more often incorrectly, for those learned gentlemen knew much more about the classical languages than about their own mother tongues: Schultze called himself Praetorius, Hauslicht Oekolampadius, Reuchlin Kapnion (as if his name had indicated "little smoke" instead of "the little hairy one, little Esau"), Schwarzer Melanchthon (as if the German had meant Schwarzerde); Geert Geerts — Gerhard Gerhardson is known as Desiderius Erasmus, as though he had been the desired son of the desired one. Schneider, Bäcker, Ölmann and Schmied were no longer acceptable: Sartor or Sartorius, Pistor(ius), Olearius, Faber or Fabricius sounded ever so much finer! A certain Blei renamed himself Plumbum, his progeny settled in Low Germany where the name was pronounced Bloomboom, and one of these, on taking up his residence in Hamburg, translated it into the literary form Pflaumenbaum — a most remarkable evolution from the mineral to the plant kingdom. Klein similarly went through the state of Parvus to Barfuß.

In conclusion just a word or two about the changing fashions in

naming children. One such, the most incisive, the substitution of the saints of the Catholic Church for the ancient pagan names, has been treated before. The Church itself, however, never took an official attitude to this question until the time of the Reformation and the Tridentine Council, where it affirmed what had already become the general practice. It was not much more than a century after when under influences emanating from the France of Louis XIVth many circles in Germany began to adopt the prevailing French forms of their Christian names: Henri, Jean, Jacques, Louis, Amélie, Charlotte, Claire, Henriette, Jeanette, Louise, Marguerite pressed the German forms hard for a long time and have not even now been wholly superseded, in spite of the wave of nationalism engendered through the stirring events of the last decade. It is refreshing to see spring up during the sentimental period of the 18th century such creations as Traugott, Fürchtegott, Gotthilf, Gotthold, Gottlob, Leberecht, which are in part direct renderings of ancient Biblical names and imitations of the style prevailing at the time of the puritans in England, even though such monsters as If-Jesus-had-not-died-for-thee-thou-hadst-been-damned, the name chosen by Mr. Barebone of Parliament fame under Oliver Cromwell fortunately did not put in their appearance. The country is not quite so open to changing fashions in this domain as the cities are, and we find that sometimes for centuries the same Christian names occur over and over again, — a conservatism that reminds us of the same habit in many royal and other aristocratic houses. But because rustic names like Fabian, Damian, Sebastian, Florian, Isidor, Martin, Valentin, Christoph, Theophil, Katharina, Ursula have gone out of fashion in the towns, Stoffel, Töffel, Trine and Urschel have taken on a derogatory meaning, just as the name Reub is in America tantamount to a backward rustic. In this connection it may be mentioned that certain classes and types are associated with certain names, the sentimental swain is in Germany called Otto, in America George, in France Gaston; Paul in German stands for a devoted husband no longer very young, or a chubby goodnatured youngster, Peter is a not overwise, Fritz a wide-awake boy. Names like Pat and Mike for our Irish friends or Hans for a German in the funny papers are a stock-in-trade.

A list of the most popular given names in the schools of Berlin undertaken about fifteen years ago by an actual count of 41000 names may prove instructive for present tendencies, especially when compared with the most frequent names here. The boys are led by Wilhelm, no doubt partly due to dynastic influence, followed by Paul, Friedrich, Johannes (Hans), Karl, Max, Erich, Otto, Franz, Georg, Ernst, Richard, Kurt, Alfons. Among the girls Margarete (Gretchen) stands first, then Martha, Frida, Anna, Elsa, Maria, Hedwig, Charlotte, Erna. On the whole it is the simpler oldfashioned names that predominate, which we

may consider as a healthy sign. It is interesting to observe that the name Karl, although strongly supported through dynastic glory (Karl der Große!) did not come into general vogue until after the canonization of Carlo Borromeo, the cardinal of Milan, (in 1622), and that this name, now one of the most popular, was at first avoided by the Protestants because of its popularity among the Catholics. The obverse of this phenomenon might be expected, yet there are numerous occurrences of the name Gustav Adolf among the Roman Catholics, and Martin, although it is Luther's Christian name, has not lost any of its popularity among the adherents of the old faith.

Many influences are at work to determine the choice of given names for the newborn.* There is probably a long list of George Deweys, born within the first few years after the admiral's victory at Manila, and of Manila as a girl's name I have already made mention. There may be, let us hope, a goodly number of Robert LaFollettes among those yet unborn, and let us hope that something of Fighting Bob's sincerity, honesty, and intrepid courage may be transmitted to all bearers of the illustrious name, and that each and every one of them may strive to attain his moral height as ever boy or man emulated his patron namesake, be it hero or saint.

*The incomparable influence of the *Nibelungenlied* in its finished form on the Germany of the beginning 13th century can be traced distinctly by the spread of the high German forms of the names of its chief figures in the central and northern parts of the country. The appearance of *Ossian* (1760)¹ gave a tremendous impetus to Oakar, Selma and Malwine in Germany, Lessing's dramas to Minna and Emilia, Scott's *Ivanhoe* (1820) and *Talisman* (1826) to Richard, Wagner's *Lohengrin* to Elsa. Nearly every one can add to this brief list from his own recollection of the vogue of certain literary publications, and historical events.

Aus dem Schulzimmer.

I. *Scenes from German Life*

By PROFESSOR HEDWIG G. LESER, *Indiana University*.

In an attempt to offer programs for meetings that might be both instructive and entertaining, the Deutscher Verein of Indiana University has presented scenes from German life, such as *Ein Kaffeeklatsch*, *Im Restaurant*, *Beim Arzt*. Wherever the members of the Club are advanced students, able to handle the language with comparative ease, such scenes could be written or outlined and acted by the students themselves, but in the case of a membership of less advanced character it is better that members of the staff should prepare and act the scenes. The purpose is to bring before the Club action and lines that are entirely natural and spontaneous, thus affording the student an opportunity to hear the language of every-day life, with all the milder colloquialisms and as many of the Redensarten der Umgangssprache as possible. Nothing bookish or far-fetched should be introduced. Advanced students or faculty members will be able to put touches of humor into the scene as they go along, so as to make it as enjoyable as possible. To serve as an example the scene *Im Restaurant* is outlined herewith.

Personen

Herr Müller
Frau Müller
Herr Schulze
Ein Kellner

(Mehr Restaurantgäste nach Belieben)

Ort der Handlung: Ein besseres Restaurant in einer deutschen Stadt.

Zeit: Am Mittag.

(Der Kellner im Frack, die Serviette unter dem Arm macht sich an einem gedeckten Tisch zu schaffen. Herr und Frau Müller kommen herein und sehen sich um.)

Frau M. Hier sieht's ja ganz nett aus.

Herr M. Ja, aber hoffentlich gibt's auch was Ordentliches zu essen und zu trinken. Ich habe Hunger und Durst.

Kellner (herbeispringend). Bitte, möchten die Herrschaften an diesem Tisch Platz nehmen?

(Er nimmt mit vielen Verbeugungen den beiden Mantel, Überzieher und Hut ab).

Wünschen die Herrschaften zu speisen?

Herr M. Jawohl, also bringen Sie uns mal die Speisekarte!

Kellner. Jawohl, mein Herr!

(Herr Schulze kommt ins Restaurant).

Herr M. (sieht ihn und ruft): Na, aber, was man doch nicht alles erlebt, da kommt ja mein alter Freund Schulze!

Herr Sch. Na, sage mal, alter Junge, das ist ja eine großartige Überraschung, wie kommst du denn hierher? (Händeschütteln und Auf-die-Schulter-klopfen).

Herr M. Ebenso wie du, auf Schusters Rappen. Aber erlaube, Emilie, daß ich dir meinen alten Freund Fritz Schulze vorstelle. Meine Frau! (Verbeugung des Herrn Schulze und Händeschütteln).

Frau M. Freut mich riesig, Herr Schulze. Mein Mann hat mir schon immer von Ihnen erzählt, und von der lustigen Zeit, wo Sie zusammen bei den Krefelder Husaren standen.

Herr Sch. Ach ja, die gute, alte Zeit.

Kellner. (zu Müller). Bitte sehr, mein Herr, die Speisekarte!

Herr M. Ach so, ja, Fritz, wir wollten gerade einen Happen essen. Willst du dich nicht zu uns setzen und mitessen?

Herr Sch. Das macht sich ja prachtvoll, ich wollte nämlich auch gerade etwas zu mir nehmen.

Herr M. Aber zuerst mal einen ordentlichen Schluck. (ruft) Herr Ober!

Kellner. Was gefällig, mein Herr?

Herr M. Was für Bier haben Sie denn?

Kellner. Münchner, Spatenbräu, Pilsner, Kulmbacher, sehr zu empfehlen, frisch angestochen, meine Herren.

Herr M. Also 2 große Kulmbacher!

Frau M. Otto, du weißt doch, du kannst das starke Bier nicht vertragen, nimm doch lieber einen Schnitt!

Herr M. Ach, laß man, wir müssen doch das Wiedersehen feiern.

Frau M. Na, wenn du morgen wieder auf der Nase liegst, hast du es dir selbst zuzuschreiben.

Kellner. Und was trinkt die Dame?

Frau M. Haben Sie Mineralwasser?

Kellner. Jawohl, gnädige Frau! Kaisersprudel vielleicht?

Frau M. Schön, eine Flasche Kaisersprudel. — Na, Otto, nun laß doch mal hören, was es zu essen gibt!

Herr M. Fritz, hier, lies du uns die Speisekarte vor. Ich weißt nicht, was wieder mit meinen Augen los ist.

Herr Sch. Na schön, gib her! Also zuerst Suppen: Linsensuppe, Erbsensuppe, — (Das Menu muß aus typisch deutschen Gerichten zusammengesetzt sein).

Herr M. Das können wir auch zu Hause haben.

Herr Sch. (weiter lesend) Biersuppe, Weinsuppe mit Schneeklössen, Ochsen-schwanzsuppe.

(Allerlei Bemerkungen können bei Erwähnung der einzelnen Gerichte eingeflochten werden.)

Frau M. Ochsenschwanzsuppe! Das haben wir lange nicht gehabt. Ich esse eine Ochsenschwanzsuppe.

Kellner (notiert). Eine Ochsenschwanzsuppe.

Herr M. Ich habe keine Lust zu Suppe. Das verschlägt einem den Appetit zu etwas anderem. Lies weiter!

Herr Sch. Fleischgerichte: Käfler Rippespeer mit Kartoffelklößen und Apfelmus!

Herr M. Ah, Käfler Rippespeer, da läuft einem das Wasser im Munde zusammen!

Frau M. (flüstert) Ja, aber das ist zu teuer!

Herr Sch. Sauerbraten mit —

Herr M. Hatten wir erst gestern, und werden wir wohl noch die ganze Woche haben.

(Der Kellner bringt das Bier).

Herr Sch. Hier kommt das Bier, (zitiert: „das mühsam geholte, das Bier,“ na prost, auf Ihr Wohl, gnädige Frau!

Herr M. Und daß unsre Kinder reiche Eltern kriegen!

(Sie trinken).

Herr M. Na, Fritz, dann lies mal weiter!

Herr Sch. Wiener Schnitzel, Bratkartoffeln und frischer Spargel, Bockwurst mit Sauerkohl —

Herr M. Ach, eine schöne saftige Bockwurst, ja, das ist das Richtige, was sagst du dazu, Fritz?

Herr Sch. Bin einverstanden.

Herr M. Und du, Emilie? Was wünschst du?

Frau M. Ich habe genug an der Suppe.

Herr M. Ach, sei doch kein Spielverderber, if mit, so jung kommen wir nicht wieder zusammen.

Frau M. Otto, du weißt doch, ich muß diät leben.

Herr M. Ach so, ja! Die Frauen wollen schlank bleiben, da hören sie ganz auf zu essen.

Herr Sch. Freu dich doch, da sparst du Wirtschaftsgeld.

Herr M. Da irrst du dich, das muß ich ihr voll bezahlen, so oder so. Also, Ober, 2 mal Bockwurst mit Sauerkohl.

Kellner. Sofort, mein Herr! (Ab).

Herr M. Laß uns noch mal trinken, Fritz; dann, wenn der Kellner kommt, bestellen wir ein frisches.

Herr Sch. Also Prost Rest!

(Der Kellner bringt das Essen).

Kellner. Bitte schön, eine Suppe, 2 Bockwurst.

Herr Sch. Mm, das riecht gut!

Herr M. Na, da wollen wir aber mal tüchtig einhauen.

Herr Sch. Ober, haben Sie auch Mostrich?

Kellner. Jawohl, sofort, mein Herr! (setzt den Mostrich auf den Tisch).

Herr M. Und noch 2 Bier, Ober!

Frau M. Otto, diesmal könntest du aber wirklich bloß ein kleines bestellen, du weißt doch!

Herr M. Na, meinetwegen! Also einen Schnitt, Ober!

Kellner. Und der anderer Herr?

Herr Sch. Auch einen Schnitt.

Kellner. Sehr wohl! (ab).

[Sie fangen an zu essen. Die Unterhaltung während des Essens war bei uns aus dem Stegrief, müßte aber bei weniger vorgeschriftenen Studenten ebenfalls ausgearbeitet werden. Die beiden Freunde können sich über die Zeiten unterhalten, als sie zusammen jung waren, oder Herr Sch. ist eben aus Amerika zurückgekommen und hat die neugierigen Fragen der

beiden andern zu beantworten über das, was er gesehen und erlebt hat. Allerlei Ernstes und Heiteres kann hierbei eingeflochten werden, z. B. Schulen, Sport, kurzes Haar und kurze Kleider der Damen, usw. Es muß auf jeden Fall ziemlich schnell gegessen werden.]

Frau M. Na, wollt Ihr nicht noch etwas essen als Magenschluß?

Herr M. Sich mal nach, Fritz, ob auch Nachtisch auf der Speisekarte steht.

Herr Sch. Ja gewiß. Also zuerst Rote Grütze mit Schlagsahne oder Flammeri mit Himbeersauce, oder Rahmgefrorenes, wie wär's?

Herr M. Ach, das ist was für kleine Kinder! Gibt's denn keinen Käse?

Herr Sch. Ja, auch. Pumpernickel mit Käse. Was für Käse, Ober?

Kellner. Schweizer, Edamer, Limburger, Kuhkäse, meine Herren!

Herr M. Wenn es dir recht ist, Fritz, 2 Pumpernickel mit Limburger.

Herr Sch. Schön, mir recht.

Kellner. (wiederholt die Bestellung, ab).

Herr M. Was machen wir denn nun mit dem angebrochenen Nachmittag? Es wäre doch nett, wenn wir zusammen blieben.

Herr Sch. Im Zoologischen Garten ist heute nachmittag Militäركonzert.

(Kellner bringt den Pumpernickel, und sie essen.)

Frau M. Ach ja, Militäركonzert, haben wir schon lange nicht gehört.

Herr M. Also gehen wir in den Zo!

Herr Sch. Das Konzert fängt aber erst um 3 an.

Frau M. Da können wir vorher noch in ein Café gehen und eine Tasse Kaffee trinken.

Herr M. Alte, du scheinst ja heute einen großen Geldbeutel zu haben. Aber, ich mache mit! Ober, bitte die Rechnung!

Kellner. Wünschen der Herr alles auf eine Rechnung?

Herr Sch. Aber nein...

Herr M. Mach keine Geschichten. Du bist natürlich unser Gast.

Herr Sch. Hätt' ich das gehaht, so hätt' ich Austern und Caviar bestellt. Wenn schon, denn schon. Dafür seid ihr aber meine Gäste für den Rest des Nachmittags.

Herr M. Na, wenn's durchaus sein muß!

Kellner. (nennt die verschiedenen verzehrten Sachen laut und zählt zusammen, beliebige Summe). Bitte sehr, mein Herr, 4 M 30.

Herr M. (ihm einen 5 Markschein gebend). Hier, stimmt so!

Kellner. (mit Verbeugung) Danke sehr, danke verbindlichst!

(Sie stehen auf, der Kellner hilft ihnen beim Anziehen).

Kellner. Auf Wiedersehen, meine Herrschaften! (Tiefe Verbeugung).

(Die Gäste ab.)

Berichte und Notizen.

I. Die Aufführung von Goethes Faust an der Universität Wisconsin.

Es war ein Wagnis kühnster Art, dem wohl in der ganzen Geschichte der Liebhaberbühne an amerikanischen Hochschulen nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen ist, und um das Endurteil vorwegzunehmen: ein Erfolg, der hohe und höchste Erwartungen übertraf, eine fast restlose Bewältigung des Stoffes durch die Form. Drei volle, übervolle Häuser — der Zuschauerraum des Theaters von Bascom Hall faßt annähernd 650 Personen — und nur eine Stimme der Anerkennung bei allen, ob sie nun den Faust schon früher auf der Bühne gesehen hatten oder nicht, ob sie mit der Dichtung vertraut waren oder sie vielleicht nur flüchtig in englischer Übersetzung gelesen hatten, ja ob sie überhaupt einer deutschen Aufführung zu folgen vermochten oder lediglich Bühnenbild und Spiel auf sich wirken lassen mußten; und das Lob war ehrlich, und die meisten hatten ihren Wortschatz erschöpft, noch ehe sie halb mit ihrer Begeisterung fertig waren. Die Aufführung konnte sich ruhig auch neben der einer guten Berufsbühne sehen lassen.

Der Gedanke stammte von Professor Oskar Hagen, dem Leiter der vor einigen Jahren an der hiesigen Universität gegründeten Abteilung für Kunstgeschichte, und wurde zuerst vor wenigen Monaten ausgesprochen; um Weihnachten gewann er feste Gestalt, Professor A. R. Hohlfeld begrüßte das Unternehmen freudig und lieh ihm kräftige Unterstützung, und bald begannen die Proben unter Professor Hagens Leitung. Ein Höchstmaß von Arbeit war zu leisten; außer der Einstudierung der Rollen war die ganze Bühnenausstattung und die Gewandung zu beschaffen, und alles mußte am Orte hergestellt werden. Dem Leiter, der die Titelrolle übernahm, kamen seine langjährigen Erfahrungen als Veranstalter der Händelfestspiele zu Göttingen trefflich zustatten, außerdem sorgfältige Beobachtungen an Max Reinhardts Bühne in Berlin. Vor allem wußte er mit einem Scharfblick sondergleichen die Mitspieler auszuwählen und den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen. Die Gewänder wurden nach seinen Vorschlägen und entsprechenden Entwürfen von J. H. Chichester durch Studentinnen des „Home Economics Course“ angefertigt, und es war von dem Kunsthistoriker zu erwarten, daß sich da echtes sechzehntes Jahrhundert auf der Bühne entfalten würde; auch alle Malereien und sonstiges Bühnenzubehör wurden von ihm ausgewählt; die begleitende Musik stellte er zusammen; die Proben leitete er persönlich und achtete sorgfältig auf die kleinste Einzelheit, so daß das Gelingen des Ganzen als sein ureigenes Verdienst anzusprechen ist, womit selbstverständlich der Anerkennung der Arbeit seiner Helfer keinerlei Abbruch geschehen soll.

Die erste Aufführung war auf Donnerstag den 29. März angesetzt, und die allgemeine Teilnahme an dem kühnen Unternehmen ließ es schon bald geraten erscheinen, eine zweite unmittelbar hernach, am Sonnabend dem 31. März anzuberaumen. Bereits eine Woche vor der Aufführung erwies sich die Nachfrage nach Eintrittskarten so stark, daß eine dritte Vorstellung angesetzt werden mußte, die dann am Montag dem 2. April den Reigen abschloß. Bei der ersten Darbietung waren mancherlei technische Schwierigkeiten zu überwinden, die bekanntermaßen bei Liebhaberaufführungen nie ausbleiben; erst spät am Nachmittag wurden einige der wichtigsten Versatzstücke eingeliefert, ohne die die letzten Proben hatten geschehen müssen, und der Szenenwechsel erforderte deshalb bei der ersten Aufführung soviel Zeit, daß manche Zuschauer, die mit der angesagten Spielzeit von dritthalb Stunden gerechnet hatten, Mut und Geduld verloren und sich so um den Genuß der besonders wohlgelungenen letzten Szenenfolgen brachten. Von der zweiten Vorstellung ab verlief alles fehlerlos und das Ganze wickelte sich in der üblichen Spielzeit von dreieinhalb Stunden ab.

Die Szenenfolge begann mit dem auf den deutschen Bühnen nur ausnahmsweise gegebenen Prolog im Himmel, der, von den gedämpften Tönen der Chöre Palästrinas hinter der Bühne begleitet, mit der Erscheinung der Erzengel und der Stimme des unsichtbaren Herrn der Heerscharen hinter dem Vorhang sowie mit dem plötzlichen Auftreten Mephists einen unauslöschlichen Eindruck hinterließ und die Gemüter auf das Kommende vortrefflich einstellte. Glänzend war hier das Bühnenbild, die Beleuchtungswirkungen mit den wallenden, duftigen, zartfarbigen Wolken überraschend schön. Dazu die gegeneinander prachtvoll abgeschatteten Stimmen der Erzengel, von Frau Thyra Hagen und den Herren Wenninger und Schreiber eindrucksvoll dargestellt.

Das eigentliche Schauspiel war in drei Aufzüge eingeteilt, deren erster die beiden Szenen in Fausts Studierzimmer mit dem dazwischenliegenden Oster- spaziergang vor dem Tore enthielt. Der zweite führte in Auerbachs Keller, die Vorhalle des Doms, Margarets Zimmer, Marthens Haus und Garten, Wald und Höhle, wieder in Gretchens Stube und zum Schluß abermals in Frau Marthes Garten; der dritte vereinte in einem Schauplatz die Auftritte am Brunnen, Gretchens am Bildstock und die Straße vor Gretchens Tür mit Valentins Tod, brachte sodann die unvergleichlich mächtige Szene im Dom mit dem *Dies irae* und endlich den erschütternden Abschluß im Kerker. Der diesem unmittelbar vorausgehende Auftritt „Trüber Tag. Feld“ war wegen vorgerückter Zeit bei der ersten Aufführung in letzter Minute gestrichen worden und wurde auch bei den beiden andern Aufführungen nicht wieder eingesetzt. Das Ganze erforderte also einen vierzehnmaligen Szenenwechsel.

Ich habe bereits die Szene im Dom unvergleichlich mächtig genannt und möchte sie neben dem Prolog im Himmel als das gewaltigste Erlebnis des Abends herausheben. Noch selten habe ich mich vor der Bühne so im Innersten gepackt und erschüttert gefühlt, noch selten so den vollen Eindruck eines Gesamtkunstwerks als bleibendes Erlebnis empfunden. Hier wirkte alles zu Einem zusammen, Licht, Ton, Stimme, Gebärde, und keins war ohne die andern denkbar. Die

Bühne stark verdunkelt, es ist die Vorhalle des Doms, einzelne Gestalten in düsterer Trauerkleidung bewegen sich langsam von der Treppe am Eingang links, nur in schwachen Umrissen sichtbar, nach der Rechten hin, wo aus dem matt erleuchteten Schiff des Gotteshauses ab und zu ein schwacher Lichtstrahl fällt und die Orgel tönt; die Bogen und Pfeiler der Vorhalle scheinen zu lasten und sich niederzusenken, wie Gretchen, abgehärmpt und nur noch ein Schatten ihrer ehemaligen Lieblichkeit, den Dom betritt; nun ein heller Lichtstrahl und noch einer: der Priester, dem zwei Diakone mit brennenden Kerzen folgen, ist eingetreten und schreitet würdevoll ins Hauptschiff hinein, das Licht verschwindet, Posauentoéne begleiten den Gesang jenes machtvollsten mittelalterlichen Hymnus des *Dies irae, dies illa*, und am Pfeiler, unmittelbar hinter Gretchen, die sich nicht ins Kirchenschiff getraut, in unheimlich fahlem Licht, das nur das Haupt erkennen lässt, der böse Geist, Gretchens schuldvolles Gewissen (von Fräulein Schirmer meisterhaft gesprochen), und nun die sich immer wütender steigernde Angst und Seelennot der Armen bis zum völligen Zusammenbruch und zur Ohnmacht, während unbirrt grausam und grausig der Sang vom Jüngsten Tag weiterklingt.

Wenige Worte müssen genügen, den Mitspielenden die schuldige Anerkennung ihrer hervorragenden Leistungen auszusprechen. In der Titelrolle, die bekanntlich ungeheure Anforderungen an schauspielerisches Können stellt, wurde Professor Hagen besonders dem Zweifer und Grübler wie dem Himmelstürmer gerecht, in der Leidenschaft ebenso überzeugend wie im ruhigen Philosophieren. Darstellerisch die glänzendste Leistung bot Dr. Werner Neuse als Mephisto, um so bemerkenswerter, als er noch nie auf einer Liebhaberbühne aufgetreten war; hier bewährte sich der Scharfblick des Leiters bei der Wahl des Spielers ganz besonders: auch auf der Berufsbühne wird man selten einem Mephisto von solcher Einheitlichkeit begegnen und einer so ungewöhnlichen Vereinigung aller trefflichen schauspielerischen Eigenschaften; Gestalt und Maske, Haltung und Gebärde, Stimme und Beherrschung des Tons, dazu turnerische Behendigkeit in Auerbachs Keller und gesangliche Fertigkeit in der Ballade vom Floh und im Ständchen vor Gretchens Fenster — kurzum, man konnte jeden Augenblick seine Freude an ihm haben; am allerbesten gab er sich vielleicht in dem Auftritt mit dem Schüler. Frau Hagen als Gretchen war vorzüglich in den späteren Teilen der Rolle; dem unverbildeten Kleinbürgermädchen bei der ersten Begegnung mit Faust und in den ersten Liebesszenen lich sie ein wenig zu viel Reife des Verstandes und Weltkenntnis, so daß nicht nur Faust, sondern auch der Zuschauer die Dame zu sehen glaubte. Die Szene im Dom dagegen und namentlich die im Kerker waren hervorragend in ihrer Überzeugungs- und Durchschlagskraft. Prickelnd köstlich war Frau Johanna Morgan als Marthe. Cecil Lewis bot eine sehr beachtenswerte Leistung als der Famulus Wagner; der trockene Stubengelehrte und Bücherwurm wurde bei ihm menschlich verständlich und nicht das so oft gesehene Zerrbild. Gerne möchte man noch die übrigen Darsteller nennen; doch fehlt der Raum zur Kennzeichnung jeder einzelnen verdienten Leistung.

Die Szene in Auerbachs Keller hätte ich gerne etwas gedämpfter gesehen. In ihrer Lautheit und Farbigkeit war sie echtes, allerechtestes sechzehntes Jahrhundert und gehörte wohl gerade so zum vollendeten Bilde des Stücks; aber mir will doch scheinen, daß eine Zuschauerschaft, wie wir sie hierzulande haben, den nötigen geschichtlichen Sinn dafür schwerlich aufzubringen vermag. Noch an einer andern Stelle hätte ich eine Änderung gewünscht: die Szene am Bildstock, die in Goethes Text einen eigenen Schauplatz hat („Zwinger“), schloß sich hier unvermittelt an das Gespräch zwischen Gretchen und Lieschen am Brunnen und Gretchens Selbstgespräch „Wie konnt' ich sonst so tapfer schmälen“ an; die beiden letzten Zeilen des Monologs hätten gestrichen werden müssen, um den Übergang nicht gar zu schroff zu machen. Doch das sind Kleinigkeiten, die nicht ins Gewicht fallen angesichts der gesamten Leistung, die ich schlechtweg als eine Kulturtat des Deutschtums auf fremdem Boden bezeichnen möchte.

Drei volle Häuser mit Goethes Faust an einer amerikanischen Universität, — wer hätte vor zehn Jahren, als die Namen Beethoven und Richard Wagner nicht genannt werden durften, und als ein akademischer Lehrer behaupten konnte, Deutschland habe keine Dichtung, die den Namen verdiente, — ja, wer hätte noch vor fünf Jahren davon zu träumen gewagt? *Tempora mutantur . . .* oder, in Goethes Worten, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

University of Wisconsin

E. C. Roedder.

II. Stimmen aus dem Leserkreise

To the Editor of the
"Monatshefte für deutschen Unterricht"

Dear Sir,

- May I crave some space in your periodical for a reply to Professor B. Q. Morgan's criticism on my translation of "Faust", as follows:
1. "At window" is perfectly good poetic and dialect English.
 2. The unrhymed and rhymed line in each couplet throughout these stanzas should be read as one line, and thus the iambic meter preserved throughout both in the German text and in the translation.
 3. The criticisms on the first three lines of stanza 7, I agree with and shall alter the lines accordingly.
 4. "Pass away" is the only correct translation of "Vergehen", which does not necessarily mean "death", but a passing away into unconsciousness, which may be only temporarily.
 5. My translation of the 3rd line of the "Zueignung" does not reverse, but only inverts the form of Goethe's phrase, without changing the real meaning. Miss Swanwick's "bold ye" is both bad rhyme and bad grammar; "ye" is nominative only; the accusative is always "you".
 6. "Wahn" = illusion, for which "fancy" is a fair equivalent.
 7. I emphatically repudiate the charge of disregarding the rhythm of the original. The fault lies not in my rhythm, but in the defective scansion. Your reviewer has overlooked the fact that lines 3, 24, and 31 of the Zueignung begin with a trochee (*Fühlt sich, Wenn es, Was ich* respectively). It is therefore evident that Goethe, even in a stanza "cast in rigid form", uses the universally permitted license of a trochee in the first foot of an iambic line. In line 12 he has a spondee, i. e. two syllables of equal metrical value in the first foot.
 8. In spite of the plural "Gesänge", these stanzas refer only to the new portions of his "Faust", and in no case should I have been justified in translating the singular "lied" by a word in the plural.

W. H. van der Smissen.

III. Umschau der Schriftleitung

Im Märzheft der Monatshefte finden unsere Leser eine Anzeige von *Schallplatten für den Unterricht*, die besondere Beachtung verdient. Die Benutzung des Phonographen im Sprachunterricht ist nicht neu. Wir finden ihn mit Erfolg angewandt sogar zum Selbststudium einer Fremdsprache. Auch begegnen wir ihm hin und wieder in dem Klassenzimmer, wo er zur Belebung des Unterrichts durch Wiedergabe von Gesangs- und anderen Musikstücken herangezogen wird. Etwas Neues aber ist der systematische Gebrauch des Phonographen zur Erzielung einer lautreinen, nach Intonation und Rhythmus mustergültigen Aussprache durch Darbietung von Lautübungen, sowie Deklamationen und Recitationen von Meistern der deutschen Vortrageskunst.

Die Wichtigkeit solcher Schallplatten tritt klar zutage, wenn wir bedenken, daß Nachahmung und Gedächtnis die

wirksamsten Kräfte zur Aneignung einer Fremdsprache sind, und daß es daher überaus wertvoll ist, den Schülern mustergültige Vorträge vorzuführen, die in gleicher Vollkommenheit wiederholt werden können, so oft dies im Interesse des Unterrichtes wünschenswert erscheint.

Uns liegen sechs Doppelplatten zur Wiedergabe von Meisterwerken der deutschen Literatur vor, und zwar Nr. 1601: Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete . . . (1. Kor. 13)—Der verlorene Sohn (Lucas 15,11-32); Nr. 1602: Prometheus—Mahomets Gesang (Goethe); 1604: Dialog zwischen Gertrud und Stauffacher (Schillers Tell, 1. Aufzug, 3. Szene); Nr. 1605: Der Handschuh—Die Worte des Glaubens (Schiller); Nr. 1610: Der Narr des Grafen von Zimmern (Gottfried Keller)—In Bulemanns Haus (Theodor Storm); Nr. 1613: Wer weiß wo (Lilienkron)—

John Maynard (Fontane). Für die Güte der Darbietungen sprechen die Namen der Künstler, deren Vortrag hier wiedergegeben wird. Es sind Dr. Helene Fernau, Dozentin für Sprecherziehung in Stuttgart; Dr. Erich Drach, Lektor der Vortrageskunst an der Universität Berlin, und Professor Ferdinand Gregori, Berlin. Mit einem tiefen und feinen Verständnis sind die Künstler in die Schönheiten der Dichtungen eingegangen, und sie geben diese in einer Weise wieder, die sich von jedem unnötigem Pathos fernhält und nur die ästhetische Wirkung im Auge behält. Jeder Vortrag ist ein Kunstwerk, in sich selbst abgeschlossen, dem man immer mit innigem Vergnügen lauschen wird, und der in dem Schüler nicht bloß das Verständnis für das literarische Erzeugnis vertieft, sondern ihm beim Hören immer wieder neue Freude bereiten wird.

Die Firma Sperling in Stuttgart, die unter dem Namen Phonotheke die Platten für Unterrichtszwecke herausgibt, hat bis jetzt fünfzehn Doppelplatten auf dem Markte. Obgleich dieselben mit großer Sorgfalt ausgewählt sind, so wäre es doch wünschenswert, daß die Auswahl allmählich besonders im Hinblick auf die Verhältnisse in Amerika, wo die Lesestoffe nicht so fest liegen, erweitert werde. Erwähnt sei noch, daß die Verlagsfirma auch Texthefte für die Schallplatten zum Verkauf bietet, die wohlfeil genug sind, um jedem Schüler ein Exemplar in die Hand geben zu können.

Einer Zuschrift verdanken wir eine Schilderung der Arbeit in einem Kurse, der in der High School von Jamaica, N. Y. von Dr. Karl A. Krause in einer seiner deutschen Klassen erteilt wird und mit „Oral German“ bezeichnet ist. Hier finden sich fortgeschrittene Schüler aus allen Unterrichtsgraden der Schule zusammen, um miteinander deutsch zu sprechen und zu lesen und sich überhaupt mehr mit dem Wesen des Deutschen vertraut zu machen. Achtzehn junge Leute, Knaben und Mädchen, sitzen hier mit ihren Zeitungen vor sich, dem deutschen „Echo“ und der New Yorker „Staats-Zeitung“ oder anderer außerhalb des regelmäßigen Unterrichts liegenden Lektüre. Jeder der Schüler hat eine Lektion zuerteilt erhalten, über den er in freier Weise berichtet. Auszüge aus den Werken der Klassiker werden gemeinschaftlich rezitiert. Auch mit der Geschichte der Deutschen und ihren Schicksalen werden sie vertraut gemacht. Kurz, der Kursus gilt dem besonderen Zwecke, die jungen Leute in

den Geist des Deutschen einzuführen, eine Aufgabe die sicherlich zu den wichtigsten in unserer Schularbeit gehört.

Personalnotizen. Professor John Whyte an dem City College of New York hat eine Einladung nach der Universität Wisconsin für den Sommer angenommen. Er wird während des Sommerkurses hier unterrichten, und zwar hat er sich die Kurse: Third Semester German and The German „Volkslied“ ausgewählt. — Professor E. O. Eckelman von der Staatsuniversität Washington und Professor Erwin T. Mohme von der Universität des südlichen Kaliforniens zu Los Angeles haben ihre Stellungen für die ersten sechs Wochen des Sommerquartals vertauscht.

Das Dürerjahr in Nürnberg. Am 6. April waren es 400 Jahre, daß der größte Sohn Nürnbergs, Albrecht Dürer, die Augen schloß. Seine Vaterstadt begiebt das Erinnerungsjahr durch eine Reihe von Feiern, durch Ausstellungen, Festspiele und volkstümliche Veranstaltungen, die am Gedenktage begannen und bis in den September hinein fortgesetzt werden sollen. Ausgestellt werden natürlich die Werke des Meisters selbst, aber auch andere deutsche Kunstleistungen. Das Stadttheater kündigt die Aufführungen heimatlicher Stücke an; namentlich soll die Krone aller Nürnberger Stücke, Richard Wagners „Meistersinger von Nürnberg“, etwa alle vierzehn Tage wiederholt werden. Führungen durch die Stadt und durch die Ausstellungen fehlen nicht. Der Fremdenverkehrsverein Nürnberg, Hauptbahnhof, erteilt jede gewünschte nähere Auskunft.

Vom 30. Mai bis 1. Juni findet in Danzig der diesjährige *Preußische Philologentag* statt. Zur Verhandlung stehen die Verwaltungsreform und das Gemeinschaftsleben der Schule. In der öffentlichen Hauptversammlung spricht Oberstudiedirektor Dr. Bolle, über „Moderne Auffassungen im höheren deutschen Schulwesen.“ Außer, daß die Tagung an und für sich für amerikanische Kollegen, die zu diesen Tagen in Deutschland weilen, viel des Interessanten bieten würde, so sollte die Gelegenheit, Danzig zu besuchen, diese zum Besuch einladen, namentlich da auch ein gemeinsamer Ausflug nach dem alten Sitz des Deutschen Ritterordens, der Marienburg, geplant ist.

Unter den vom Preußischen Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht angebotenen Kursen der Berliner Pädagogischen Studienwochen für Ausländer,

die im Sommer 1928 abgehalten werden sollen, seien unsere Leser auf den vom 25. Juni bis 9. Juli stattfindenden *Kursus für Sprecherziehung* hingewiesen. Der Lehrgang bietet, der vorliegenden Ankündigung zufolge, eine Einführung in die neuzeitlichen Methoden des Unterrichts in der deutschen Sprache. Der Arbeitsplan umfaßt Vorlesungen, Unterrichtsbesuche und praktische Übungen. Da auch Vorkehrungen getroffen sind, um auch fremdsprachige Teilnehmer, für

die Deutsch die Fremdsprache ist, zu berücksichtigen, so dürfte diese Mitteilung für Ferienbesucher in Deutschland von Interesse sein. Die Teilnehmerzahl ist auf 24 beschränkt. Als Dozenten sind Persönlichkeiten gewonnen, die bei der Neugestaltung des Unterrichts in der deutschen Sprache in erster Reihe stehen. Die Gesamtleitung der Kurse steht unter Schulrat F. J. Niemann, dem Direktor der Auslandsabteilung im genannten Zentralinstitut.

Bücherschau.

I. Germany Revisited and Revaluated*

By PROFESSOR B. Q. MORGAN, *University of Wisconsin*.

A variety of circumstances have combined to make post-war Germany the object of keen curiosity on the part of the English-speaking world, and particularly the United States. Germany's repudiation of the monarchical system was a striking change of front which could not but appeal to our democratically inclined people, but which at the same time called forth a host of inquiries touching her motives, her sincerity, the probable persistence of the new regime, and its future efficiency and success. The catastrophic fall of the mark, the establishment of the new mark on a gold basis, and the adoption of the Dawes Plan helped to focus the financial attention of our business men upon the changing scene in the German Republic. The occupation of the Rhineland and the Ruhr Valley, the reports of the American army of occupation during its German sojourn and after, and the growing body of evidence that will eventually bring about a revision of the guilt-clause in the Treaty of Versailles — all these have played their part in effecting a marked change in American political and social opinion with regard to Germany. There is a steadily increasing number of people, I believe, who would welcome a dispassionate review of the whole situation as it now exists, a review such as the volume now under consideration has attempted to provide.

A happier selection than that of Professor Danton, as the one to perform this service, could hardly be imagined. A lifelong student and teacher of German, Mr. Danton had visited Germany in pre-war days, and then spent some years in China, where his contact with Oriental civilization broadened his whole outlook and gave him a standard whereby the entire field of European life and thought could be measured anew. Revisiting Germany after many years, Mr. Danton could compare what he saw and heard not only with the Germany that he remembered and the America that he claimed as homeland, but also with the China that he had just left. Moreover, he had the further advantage of being able to compare notes and check up on his own observations with his talented, sympathetic, and keenly observant wife, Annina Periam Danton, herself a writer of no mean ability. It may be stated at the outset that the high hopes inspired by such a fortunate conjunction are not disappointed.

The book contains seven chapters, as follows: I. Introductory, comprising a variety of miscellaneous impressions and observations. A laudable feature of the entire book, perhaps particularly appropriate to this chapter, is a well-chosen series of running heads for the right-hand pages, e.g. *Evidences of the War*,

*Danton, George H. *Germany Ten Years After*. 295 pp. Houghton Mifflin 1928. Price \$3.50.

The Faces of the Aged, Interest in the Outside World, Surface Appearance of Prosperity, etc. Chapter II embraces the author's Political and Economic Reactions. The next three chapters survey the field of education: III. The Schools. IV. The Universities. V. The Student and his Problems. Chapter VI takes up Some Post-War Effects on the Theaters and Literature, and Chapter VII sets forth Germany's Intellectual Vitality. If there are phases of German life that are perhaps unduly neglected in this survey, viewed as a comprehensive treatment of the German nation, it will doubtless be conceded that most of the questions which the "general reader" is likely to ask are included under some one of these headings, and that the attempt to be exhaustively complete would probably have resulted in a book that nobody would read. That this book will be widely read, and with interest, seems to me a foregone conclusion: the style is agreeable, the matters taken up are of general appeal, and eye and mind slip from page to page without effort.

To be especially commended is the general sanity of the author's views, in which perhaps a trace of Oriental philosophy can be detected. Neither a blind admirer nor a fanatical opponent of Germany, he rather reminds one of the scientist whose business it is to observe and record, and who may not even think it necessary to draw conclusions from his findings. Danton's book can be safely recommended even to those who are antagonistic to Germany, and I venture to predict that the very temperateness of its tone and speech will be helpful in further moving American opinion toward a position of sympathy with Germany.

The survey of the life of a foreign people constitutes a field of such immensity that an almost infinite choice of topics and treatment is afforded. It is with some diffidence, therefore, that I offer a few suggestions and criticisms, some of which might perhaps be considered in case a second edition of the book seems desirable. In view of the careful analysis of the German university which Danton offers — a topic that would especially interest a schoolman and will interest the readers of the *Monatshefte* — I should have liked to see him throw additional light on some points that are imperfectly understood on this side of the water, particularly touching the status of the German university professor. The limited number of positions in a given field, due to the fact that the full professor's chief income derives from tuition and examination fees, for which reason he fights any enlargement of a department and denies the Extraordinarius the right to examine; the consequent attractiveness of the full professorship as compared with other teaching positions; the feverish competition, which leads on the one hand to over-production in "research" and on the other hand to the apotheosis of the professorship; the extremely low demands made on the German professor as to administrative work, coupled with a comparatively light teaching schedule; the circumstance that the German professor is encouraged and enabled to specialize in a relatively small field, so that he can possess himself of almost exhaustive knowledge of it — these are among the circumstances which differentiate the German professorship so widely from the American one, and which Danton mentions but briefly or not at all.

I also felt that the "Youth Movement" in Germany was accorded too little space and recognition, doubtless due to the attitudes of those whom Danton consulted on the subject. This movement is naturally viewed with little sympathy by the older generation, with which indeed it is not infrequently in more or less open conflict; but in view of the fact that the youth of today will be in control tomorrow, it might have been better to get youth's perspective on the "Jugendbewegung."

The migration of the German student is touched upon but not really illum-

inated, the point being that men and not institutions are to the fore in the German university, and hence that it is regarded as an advantage for the German to have studied with several of the leaders in a given field. Moreover, the German territory is small and compact, so that all the universities are relatively accessible. At this point I feel that American student life is discussed to the oblivion of the German, and since there are no "credits" to be transferred from one school to another, and all the universities are approximately on the same level, the German student is not penalized by one university for not having attended it to start with.

One is tempted to cite points of special interest in this fascinating book, but the selection would be difficult, since there is not a dull page in it. Let it suffice to say that here is a book which you ought to read yourself and to recommend to your friends; one that should be in the reference library of every school that teaches German, and on every list of supplementary readings recommended to students; a book that, if as widely read as it deserves, may help notably to swell the rising tide of students and pupils that once more begin to flock to the German classroom.

II. Bücherbesprechungen

Naumann, Hans: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Vom Naturalismus bis zum Expressionismus. 384 Seiten. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, 1927. Geheftet M 8. Ganzleinen M 10.

Diese Geschichte der jüngsten literarischen Entwicklung, die 1923 in erster Auflage erschien, liegt nun in dritter erweiterter Auflage vor, ein Zeichen, daß das Buch verdienten Anklang in weitem Maße gefunden hat. Zweierlei ist besonders an dem Werke zu loben: die Übersichtlichkeit der Gliederung der großen Stoffmasse und die anschaulichkeit der Darstellung. Nirgends ein totes Registrieren von Einzeltatsachen, sondern überall eine anschauliche Darstellung des sich entwickelnden Lebens. So gestaltet sich die durchgehende Lektüre zu einem wirklichen Genüß. Der Geist des Buches erhellt aus dem vorangestellten Motto: „Man fühlt den Glanz von einer neuen Seite, auf der noch alles werden kann“ (Rilke). Die Zahl der sich befehdenden Strömungen dürfte, meint Naumann, einer späteren Zeit nicht so groß erscheinen, und anstatt der landläufigen Dreiteilung in Naturalismus, Impressionismus und Expressionismus wird vielleicht treten die alte Zweiteilung von Realismus und Romantik, „je nach dem Vorherrschen des rationalen oder des irrationalen Prinzips.“ Naumann betont mit Recht, daß um 1900 herum mit dem Einsetzen der Neuromantik, nicht eine neue irrational romantisch gerichtete Dicht-

tergeneration die alte rational realistisch gerichtete aus dem Sattel hob, sondern daß die Wandlung in der alten Generation selber einsetzte und daß die Jüngeren nur heftiger betonten, was die Älteren bereits hatten anklingen lassen. Diese Entwicklung nun von Realismus und Rationalismus bis in ihr Gegenteil hinein ist das eigentliche Thema des Buches in seinen drei Kapiteln: Das neue Schauspiel, der neue Roman, die neue Lyrik. Überall werden die Bezüge aufgedeckt, überall die Entwicklung einer Stilart, eines dichterischen Problems verfolgt. Dabei treten die Hauptpersönlichkeiten stark in den Vordergrund. Etwas zu knapp scheint mir der Raum bei Hermann Stehr bemessen, doch wohl neben Thomas Mann heute der bedeutendste Vertreter des deutschen Romans. Auch Naumann zollt ihm hohes Lob. Aber der Heiligenhof, wohl Stehrs bedeutendster Roman und eine künstlerische Schöpfung ersten Ranges, ist nicht einmal erwähnt. Ist dies geschehen, damit die entwicklungsgeschichtlichen Grundlinien klarer hervortreten? Aber grade für die Entwicklung zum Irrationalen und Romantischen hin ist doch Stehr fast ein Symbol. Besonders sei noch auf das Kapitel über die Lyrik hingewiesen, wo die Vorzüge des Buches besonders klar hervortreten. Wer einen Führer in die neuere deutsche Literatur sucht, der vertraue sich diesem Buche an.

University of Wisconsin
Friedrich Bruns.

Prof. Dr. Ed. Heyck: Höhenfeuer. Moritz Schauenburg, Lahr (Baden) 1927. 288 pp.

J. P. Hebel: Die schönsten Geschichten aus Hebels Rheinländischem Hausfreund. ibid. 1926.

Die Sammlung Heycks hat einen ausgesprochenen Charakter, ein Mann kräftiger Eigenart steht dahinter, der im zweiten und dritten Viertel des 19. Jahrhundert verwurzelt ist. Und diese Art, ernst oder froh, weich oder wehrhaft, gibt sich wahr und aufrichtig. Neben Bekanntem findet man manche Neuentdeckung, so Gedichte von Leuthold, Geibel, Fr. Th. Fischer, Wildenbruch. Nur gelegentlich weicht Wert der vaterländischen Gesinnung; Vorurteil bekundet sich z. B. im Fehlen Lissausers, der doch in seinen lyrischen Charakterbildern, in seinen fest umrissenen Gedichten '1813' so echt deutsch ist wie die besten Männer jener Zeit. Die Ausstattung ist gediegen und geschmackvoll.

Im gleichen Format, gebunden im gleichen violetten Leinen mit schönem Goldaufdruck bietet der Verlag eine zarte Auswahl aus Hebels Rheinischem Hausfreund, der auch heute noch, nach hundert Jahren, mit seinem gütigen Humor, seiner gedrungenen Kürze und seiner klaren Prosa zu den lebendigen Schätzen des deutschen Volkes gehört. Die Einleitung gibt auf 40 Seiten ein hübsches Lebensbild des bescheidenen und besinnlichen Mannes.

Ernst Lütige: Die Kunst des Redens durch Wort und Schrift. Ernst Wunderlich, Leipzig 1927. M. 4.60, geb. M. 6.

Auf silbernen Saiten. Meister der Lyrik in Auswahl von Max und Margarete Bruns. Jedes Bändchen —. 55 M. in Buntpapier gebunden —. 75 M. I. C. C. Bruns Verlag, Minden (Westf.)

Mörike, Keller, Storm, Eichendorff liegen mir vor von dieser 18 Namen umfassenden Serie handlicher und eine gute und reichliche Auswahl enthaltender Bändchen, die sich durch ihre hübsche Aufmachung bei geringem Preise für Klassengebrauch empfehlen sollten, wo immer eine Sammelanthologie nicht ausreicht.

Prof. Dr. Theodor Ziehen: Die Geisteskrankheiten einschließlich des Schwachsins und die psychopathischen Konstitutionen im Kindesalter. Berlin, Reuther und Reichard 1926.

Dieses außerordentlich reichhaltige Kompendium ist nicht nur für den Arzt sondern auch für den Lehrer bestimmt und daher in Darstellung und Terminologie nicht eng fachmäßig gestaltet.

Besonders die vorzüglichen Kapitel über Psychose sollten den Erzieher interessieren, denn mehr und mehr verlangt heute die Pädagogik ein psychologisches und pathologisches Verstehen dem Kinde gegenüber.

Ernst Feise

Erziehung und Leben. Die Begründung einer lebenswissenschaftlichen Pädagogik. Von Professor Dr. Karl Lutz. 1927, Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchdruckerei und Verlagsbuchhandlung, Rudolph Schwartz, 105 S., geh. RM. 3.-.

„Ziel und Zweck aller Erziehung und Bildung ist die körperliche und geistige Funktionstüchtigkeit der Persönlichkeit und des Gemeinschaftsorganismus“. Das ist des Verfassers letztes Ziel aller Erziehung. Die Funktionstüchtigkeit wird bestimmt von der Erfahrung des wirklichen unmittelbaren Lebens und nicht von philosophischen, metaphysischen, konfessionellen, lebensfremden Begriffskonstruktionen. Nur so erhält die Erziehungswissenschaft rein wissenschaftlichen Charakter. Die Rationalisierung des Sollens in der Pädagogik kann nur durch Unterlegung von biologischen Prinzipien aus geschehen. Individuum und Gemeinschaft sind als Organismen aufzufassen, deren Lebenserhaltung und Lebensentfaltung Aufgabe der Pädagogik ist. Recht trockene empirische Forschung ist nötig, diese Lebensbedingungen zu bestimmen. Berauschtung an schönen und geistreichen Begriffskonstruktionen helfen dem Erzieher gar nichts. Prof. Lutz' Schrift wirkt einfach und greifbar, muß für deutsches herkömmliches philosophisches Denken radikal bezeichnet werden, insofern als in ihr klar dargelegt wird, daß Ziel und Aufgabe der Erziehungswissenschaft nicht von der Philosophie sondern von der Biologie i. w. Sinne, von dem Leben selbst, bestimmt werden muß. Die amerikanische erziehungswissenschaftliche Forschung ist schon seit einem Jahrzehnt und länger in diesem Sinne ganz entschieden eingestellt und hat für die übliche deutsche philosophische Grundlegung der Erziehung nur ein verächtliches Achselzucken: „opinion“ und „armchair speculation“! Deutschland hinkt ganz beträchtlich im Verwissenschaftlichen seines Erziehungssystems nach. Lutz zeigt deutlich den Weg vor, den die deutsche Erziehungswissenschaft zu gehen hat. Auch seine diesbezüglichen Ausführungen über den Staatsbegriff, über die Werttheorie sind durch ihre lebenswissenschaftliche Fundierung überaus gesund und werden die Zukunft für sich haben.

Wilhelm Reitz.